-rv.　Řottmanner

3 55

<36600637720012

<36600637720012

Bayer. Staatsbibliothek

Der ergänzte

Baierische Ofellus Rustikus.

Gespräche

einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

[von Simon Rottmanner]

München,
bei Joseph Lindauer 1810.

164 B
G. n. 436

Vorrede.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Die landwirthschaftlichen Verbesserungen, welche Hr. Staatsrath Thaer in Preußen, Hr. Fellenberg in der Schweiz, Hr. Schmerz in Belgien ꝛc. vorgeschlagen, und zum Theil glücklich ausgeführt und vollendet haben; ihre Streitigkeiten untereinander, ihre Berichtigungen und Modifikationen nach dem Erfoderniß der verschiedenen Erdarten, der Lage und des Klimas können uns um so weniger gleichgültig seyn, als Baiern durch den Ackerbau einen beträchtlichen Vorzug vor vielen andern Ländern erworben hat, und auch dermal nicht zurück bleiben darf, wenn es diesen Vorzug noch ferner erhalten und bewahren will.

Ein alter Baierischer Oekonom, der schon vor 20 und mehr Jahren als Schriftsteller bekannt war, und die Landwirthschaft schon über 30 Jahre treibt, hat manche Bemerkungen gemacht, und dieselben in ein Gespräch zwischen einem Amtmann, Pfarrer, Wirth, Obmann

und Bauer eingekleidet, weil er auf solche Art Gelegenheit erhielt, die Meinungen des gemeinen Landmanns nach seiner Weise vorzutragen, und im Namen des Amtmanns oder Pfarrers zu bestättigen, zu widerlegen oder zu modifiziren. Der Verfasser bemühte sich, die Ehre seiner Landsleute gegen die Beschuldigungen einiger Theoretiker und Stubenökonomen zu retten, und die Hindernisse zu zeigen, welche manchen Verbesserungen bei der Ausführung im Wege stehen. Die Hauptabsicht desselben aber scheint zu seyn, seine Landsleute auf die wahren großen Oekonomen im Auslande aufmerksam zu machen. Eben dieses hat auch mich vorzüglich bewogen, die Herausgabe dieser Schrift zu besorgen. Vielleicht ist es auch den Ausländern nicht unangenehm, wenn sie dadurch in größere Kenntniß der Baierischen Landwirthschaft gesetzt werden. Die wenigen Servituten, das Eigenthum des Grundes und Bodens und die Freiheit der Kultur gewähren in Baiern Vorzüge und Vortheile, welche man in manchem andern Orte vergebens wünschen, oder erst nach langem Kampfe erringen wird.

Der Herausgeber.

Gespräch
einiger Landleute über ökonomische Gegenstände.

I. Abtheilung.

Früher gedruckt im k. b. Wochenblatt von München. Jahrgang 1806 und 1807.

Pfarrer. Amtmann. Wirth. Obmann. Bauer.

Pfarrer. Da ich meine Pfarre erst vor kurzer Zeit übernommen habe, so ersuche ich Sie, meine Herren und Freunde, manchmal eine Frage über Oekonomie stellen zu dürfen. Man führt jetzt den Dünger auf die Felder. Ich möchte also wissen, ob man ihn bald unterpflügen, oder noch einige Zeit liegen lassen solle? Was meinen Sie Herr Amtmann?

Amtmann. Die Mode beherrscht auch in diesem Stücke die Oekonomen. Vor Zeiten ließen die Bauern und praktischen Oekonomen den ausgefahrnen Dünger in Haufen, oder ungestreut, lange Zeit liegen, und glaubten, daß sie dadurch seine Wirkung vermehrten.

Bauer. Das ist wahr. Mein Vater ließ den Dünger oft 2 bis 3 Wochen auf den Aeckern liegen, bis er ihn unterpflügte. Er behauptete auch, daß ein Regen fallen soll, ehe der Dünger in die Erde gebracht wird. Wenn darnach ein Paar schöne Tage kamen, und eine trockene Zeit zum Unterpflügen war, so glaubte er, daß er es am Besten getroffen habe.

Amtm. Vielleicht hatte euer Vater nicht ganz unrecht. Allein die Gelehrten waren damals anderer Meinung, und behaupteten, daß man den ausgefahrenen Dünger nicht schnell genug unterpflügen könne. Da man in der Regel lieber den Gelehrten als Ungelehrten folgen soll, so ließ ich mir vor 30 Jahren das schnelle Unterpflügen des Düngers sehr angelegen seyn; und ich gab mir viele Mühe, auch die Bauern zu bereden, daß sie die Theorie der Gelehrten befolgten.

Wirth. Warum eilten denn die Gelehrten so sehr den Dünger unterzupflügen?

Amtm. Weil sie glaubten, daß die Sonne die Kraft des Düngers ausziehe, und viele fruchtbare Theile desselben in der Luft verloren gehen. Einige ließen sogar Dächer über die Düngerstätte machen, damit die Sonne den Dünger nicht aussauge.

Pfarrer. Das ist sehr wahrscheinlich, und die Bauern hatten also unrecht.

Amtm. Da die Bauern so hartnäckig bei ihrem Gebrauche blieben, so machte ich auf Aeckern von gleicher Güte Versuche, und es zeigte sich, daß die Früchte auf den Aeckern, wo der Dünger lang liegen blieb, manchmal besser standen, als auf den andern. Dadurch ward ich überzeugt, daß die Methode der Bauern wenigstens nicht so schädlich ist, als ich glaubte. Und da die Arbeit weit besser geht, wenn der Dünger in Einem fort ausgefahren und darnach untergepflügt wird, so mache ich es seither wie die Bauern, und warte ein gutes Wetter zum Unterpflügen des Düngers ab.

Pfarrer. Aber wie kamen Sie solchen Falls mit den Gelehrten zu Recht?

Amtm. Ich bekümmerte mich hierüber nicht; und ich wagte es, die alte Methode öffentlich zu vertheidigen.

Pfarrer. Allein die Theorie der Gelehrten —

Amtm. Die Gelehrten haben jetzt, wie das auch in andern Stücken öfter geschehen ist, in ihren neuen Schriften eine andere Theorie aufgestellt, und rathen, den Dünger auf dem Felde lange Zeit liegen zu lassen.

Pfarrer. Aus welchem Grunde?

Amtm. Sie behaupten nun, daß die Sonne, der Regen und die Luft, welche sie vorhin für so schädlich erklärten, sehr wohlthätig seyen, und daß der Dünger, in der freien Luft liegend, fruchtbare Theile an sich ziehe, und der Erde mittheile.

Pfarrer. Das wäre ja eben das Gegentheil; und ein offenbarer Widerspruch der alten Theorie.

Amtm. Ueber solche Widersprüche muß man sich nicht wundern: ich könnte viele solche Beispiele anführen.

Wirth. Auf solche Art hätten die Bauern den Handel gewonnen.

Amtm. Es scheint: allein nun haben viele Bauern ihre alte Methode verlassen. Man schrie ihnen über die Schädlichkeit der Sonne so laut zu den Ohren, daß nun sehr viele den Dünger schnell unterzupflügen trachten.

Obmann. Ich muß gestehen, daß das wahr ist. Es ist mir sehr zuwider,

wenn die Sonne so lange auf den Dünger in meinen Feldern scheint, und ich habe oft gewünscht —

Amtm. Doch machen es die Bauern nicht so arg, wie vorhin die Gelehrten. Sie warten doch wenigstens eine gute Zeit zum Unterpflügen ab, und verderben sich durch das unzeitige Ackern ihre Felder nicht.

Pfarrer. Wahrlich, man muß erstaunen, wie sich die Meinungen der gelehrten Oekonomen von Zeit zu Zeit geändert haben. Zu Folge der neueren Schriften und Systeme ist alles, was man vor einigen Jahren über die Oekonomie geschrieben hat, unnütz: vermuthlich werden nach einigen Jahren wieder andere auftreten, welche die Meinungen der jetzigen Gelehrten verwerfen.

Amtm. Am Besten ist, sich an kein System zu binden, seinen Grund und Boden zu studiren, das Klima, die Lage, die Umstände der Zeit zu beobachten, und sich durch eigene Versuche im Kleinen zu belehren.

Pfarrer. Sie lassen also, Herr Amtmann, den Dünger lange Zeit auf den Feldern liegen.

Amtm. Je nachdem es Zeit und Umstände zulassen. Ich glaube zwar, daß der Dünger fruchtbare Theile aus der Luft an sich ziehe, und sie der Erde mittheile:

allein darum versäume ich die gute Zeit zum Unterpflügen nicht, welche in manchen Jahren selten ist. Es ist weit wichtiger, daß der Boden, besonders wenn er schwer ist zur rechten Zeit, da es weder zu naß noch zu trocken ist, gepflüget werde. Der Oekonom hat das Wetter nicht in seiner Gewalt, und er kann durch ungeschicktes Pflügen den Acker auf 2 oder 3 Jahre verderben. Man muß sich also an keine gewisse Zeit halten, sondern lieber etwas früher oder später pflügen. Bei uns pflegt man z. B. die Saatfelder in der Mitte des Herbstmonats zu bestellen: wenn aber die Witterung nicht gut ist, so gedeihen die früher oder später, aber zur guten Zeit bestellten Felder besser.

Wirth. Ich pflüge bei guter Witterung lieber etwas zu früh, als zu spät.

Amtm. Das ist auch meine Meinung. Wer seine Arbeit etwas früh, und bei guter Witterung verrichtet, wird nie weit fehlen, und hat um einen Kummer weniger.

Bauer. Ihr Herren habt gut reden. Ich wäre auch dieser Meinung; aber meine Pferde sind zu schlecht, und ich habe zu wenig Dienstbothen.

Pfarrer. Das ist zu bedauern. Ich weiß aber, daß Er viel durch Fleiß

und Anstrengung ersetzet. Zudem ist das, was der Oekonom selbst thut, insgemein besser gethan, als was durch die Dienstbothen, besonders wenn der Herr nicht gegenwärtig ist, geschieht. Wenn verhältnißmäßig so viele Bauern bei ihren Wirthschaften zu Grunde giengen wie Gelehrte, so müßte unser liebes Vaterland ein übles Aussehen haben.

Wirth. Und doch schreien solche Herren, daß wir Praktiker lauter Dummköpfe seyen.

Amtm. Allein mancher hält sich für einen Gelehrten, oder wird von andern dafür gehalten, welcher es nicht ist. Die Schuld des Verderbens liegt wenigstens nicht an der Gelehrsamkeit. Ein Gelehrter, welcher den gehörigen Fleiß und die nöthige Behutsamkeit anwendet, kann ein Muster für viele andre seyn.

Wirth. Herr Amtmann, es scheint, daß Sie wieder von den Musterschulen sprechen wollen. Zeigen Sie mir doch einmal eine Musterschule, welche für Bauern taugt. Die Gelehrten haben bei ihren Oekonomien Bräuhäuser, Zehnten, Frohnen, Mühlen ꝛc. Bei solchen Nebensachen, welche weit mehr als die Hauptsache, die Oekonomie, sind, kann man, ungeachtet auch manche Anstalt verderblich ist, mit Gewinn wirthschaften. Ich wünsche, daß man einem Gelehrten einen ganzen

Bauernhof, und dazu 1000 Gulden schenke: er müße aber alle Lasten wie ein Bauer in Kriegs- und Friedenszeiten tragen.

Amtm. Wenn dieser Gelehrte fleißig, vorsichtig und sparsam ist, in seinen Unternehmungen Maaß und Ziel hält, so wird er gewiß bei häuslichen Ehren bestehen.

Wirth. Ja, in diesem Falle würde der Gelehrte unsere Hochschätzung verdienen. Ich wollte gern eine Reise machen, wenn ich wüßte, wo der Mann zu treffen wäre.

Amtm. Geduld! Ich hoffe, daß man mit der Zeit auch noch unter den Bauern Gelehrte finden werde.

Pfarrer. Da hier die Rede vom Dünger ist; so möchten wir wohl auch auf die Frage kommen, ob derselbe für jede Frucht eine besondere düngende Kraft besitze, und also dieß die Ursache sey, warum wir mit den Früchten immer abwechseln müssen.

Amtm. Dieß ist die Meinung des berühmten Dr. Thaer. Es wurde ihm aber von einem unserer Landleute in den baierischen Wochenblättern des vorigen Jahrganges, vielleicht nicht ohne Grund, widersprochen. Da diese Frage daselbst weitläufig erörtert worden ist, so brauchen wir

nicht mehr auf dieselbe zurück zu kommen. Genug, wir wissen, daß die bessern, schweren Früchte eine kräftigere Düngung, und die denselben taugliche Mischung der Erde fordern. Darum geräth der Weitzen insgemein auch bei guter Düngung auf dem leichten Boden nicht, und der Lein hat auch bei der besten Düngung kein Gedeihen auf der schweren zähen Thonerde.

Indessen bleibt es immer rathsam, mit den Früchten zu wechseln. Jede Frucht hat eine andere Organisation auch in ihren Wurzeln, wodurch sie auf eine eigene und besondere Art ihre Nahrung aus dem Boden zieht. Es kann also eine Frucht mit einer andern Organisation die Nahrung erhalten, die eine andere nicht entwickeln und finden konnte.

Auf einem Boden, welcher durch üble Witterung, durch vernachläßigtes oder schlechtes Pflügen zu zäh geworden ist, mag jene Frucht Nahrung finden, welche durch besondere oder stärkere Wurzeln den zähen Boden besser durchdringen kann, oder weniger zu ihrem Fortkommen nöthig hat. Darum geräth der Haber auf einem verwilderten Boden, welcher für die edleren Früchte nicht tauget.

Ein Acker, welcher immer mit Getreide angesäet, und ganz entkräftet wor=

den ist, bringt auch kein gutes Gras mehr hervor. Dieß beweiset klar, daß das Getreid nicht blos die ihm eigene, sondern die ganze Düngkraft ausgesaugt, und selbst für das Gras nichts mehr zurückgelassen hat.

Wir müssen auch darum mit den Früchten wechseln, weil einige mehr, die andern weniger Dünger fordern. Der Boden, welcher für den Weitzen nicht mehr tauget, mag wohl noch genug Nahrung für die Gerste, den Haber oder Klee enthalten.

Wirth. Wenn jede Frucht nur ihre eigenen Nahrungstheile aus dem Acker hohlte; so müßte ein Acker, welcher mehrere Jahre leichte Früchte getragen hat, darnach noch guten Weitzen nähren können, was der Erfahrung widerspricht.

Amtm. Einige Früchte verlangen auch, daß der Acker öfter gepflügt und locker gemacht werde; dagegen sich andere mit einer ein- oder zweifachen Fährt begnügen. Ein guter schwerer, aber nicht oft gepflügter Acker wird den Weitzen besser nähren als den Rocken, und darum geräth der Weitzen nach dem Klee besser als der Rocken, weil der Acker nach dem Klee zum Winterkorn nicht hinlänglich gepflügt werden kann.

Dagegen geräth der Rocken, wenn sonst kein Fehler ist, nach Kohl oder Grundbirnen besser als der Weitzen, weil der Acker, während der Kohl und die Grundbirnen wachsen, ein- und andersmal aufgelockert worden ist.

Jede Gegend hat ihre Vorzüge, und in der einen wachsen einige Früchte besser als in der andern. Jede Frucht, auf dem geeigneten Boden gewachsen, hat, wenn sie auch nicht von den edleren Gattungen ist, einen größern Werth als der Weitzen auf untauglichem Boden. Guter Haber ist für den Eigenthümer mehr werth als schlechter Rocken.

Pfarrer. Es bleibt immer wahr: non omnis fert omnia tellus.

Wirth. Mancher Bauer würde mehr gewinnen, wenn er anstatt Weitzen oder Reps, welche vielen und kräftigen Dünger fordern, Rocken oder Haber bauete. Bei aller Anstrengung werden wir es mit dem Weitzen nie so weit bringen wie die glücklichen Bewohner des Straubinger Bodens; und wir werden auf dem flachen Lande nie so guten und vielen Lein wie am Gebirge, am Inn und im sogenannten Walde erhalten.

Obmann. Darum baue ich immer nur wenig Lein, und kaufe mir lieber eini-

gen Flachs in den Gegenden, welche zum Bau desselben geeignet sind. Ich baue desto mehr Getreid, und mit dem daraus erlöseten Gelde kann ich mir den nöthigen Flachs kaufen. Der Lein fordert viele Arbeit, wozu man in unserer Gegend, wo der Getreidbau stark betrieben wird, selten die gehörige Zeit verwenden kann.

Bauer. Der Lein sauget in unserer Gegend die Aecker sehr aus, und nebenbei geräth er selten gut. Man hat mich aber versichert, daß er den dazu tauglichen Boden nicht aussauge.

Amtm. Ganz natürlich: ein solcher Boden taugt mehr zum Flachs- als zum Getreidbau; er verliert also nicht leicht seine vorzügliche, natürliche Eigenschaft.

Es liegt in unserer Natur, daß wir Menschen nicht isolirt leben, sondern mit den Nachbarn und auch mit den benachbarten Ländern Handel und Wandel treiben; wodurch wir uns die Bedürfnisse, welche unser Boden versagt, oder nur kärglich giebt, mit Vortheil verschaffen können. Dagegen müssen wir auch Anderen vom Unsrigen mittheilen.

Pfarrer. Ist es wahr, daß einige Früchte, z. B. der Klee, die Grundbirnen rc. den Acker düngen?

Amtm. Auch hierüber ist in Baiern schon vor vielen Jahren sehr gestritten worden, wie aus den Schriften des O. R. zu sehen ist. Nur so viel scheint mir wahr zu seyn, daß einige Früchte mehr, und die andern weniger, den Boden aussaugen, und daß der Acker durch einige mehr oder weniger verwildere, oder durch Unkraut unrein, auch lockerer oder zäher werde. Die Früchte erhalten zwar viele Nahrungstheile aus der Atmosphäre; indessen muß doch auch der Boden das Seinige beitragen, sonst brauchten wir nicht zu düngen. Unsere Landsleute sind, wenn sie nicht die ersten waren, gewiß auch nicht die letzten, welche über dergleichen Gegenstände Licht zu verbreiten trachten.

Einige Schriftsteller haben manchmahl einige Lieblingsfrüchte, welche sie vor allen andern anpreisen, z. B. den rothen und Luzerner Klee, den Reps, den Spergel, die Grundbirnen 2c.

Pfarrer. Ich erinnere mich noch, daß man mit dem Spergel großes Aufheben machte.

Amtm. Spergel ist eine gute Frucht, wie es auch die andern sind. Das Klima, die Lage, die Beschaffenheit des Bodens und andere Umstände müssen entscheiden, welche Frucht die tauglichste ist. Die

Natur will alles erhalten, und fortgepflanzt wissen, und darum hat sie jeder Gegend besondere Eigenschaften gegeben, wodurch diese oder jene Frucht daselbst den Vorzug verdient. Wer sein Vieh weiden läßt wie die Engländer, hat an dem Spergel bei sonst guten Umständen ein gutes Futter. Aber die Stallfütterung, und zugleich den Bau des kärglichen Spergels im Allgemeinen anrathen, verräth wenigstens keine große Erfahrung in der Oekonomie.

Pfarrer. Bei der Stallfütterung lobe ich mir den rothen Klee.

Amtm. Insgemein möchte er dabei, bei gehöriger Vorsicht und Abwechselung gute Dienste thun.

Pfarrer. Der rothe Klee giebt viel Futter; man kann damit Vieh mästen und viel Dünger machen.

Obmann. Ihr Herren müßt mich doch auch einmal ein Wort sprechen lassen. Der Klee ist sehr nützlich, und ich baue ihn selbst. Unsere Landleute am Inn und besonders im Roththale haben ihn schon in den ältesten Zeiten, da man hiervon noch nicht so viel Lärmen machte, sehr häufig gebaut, und ich glaube, daß diese Leute aus den Schriften vom Kleebau noch nichts gelernt haben. Daselbst sieht man unge-

heure Felder mit Klee bebauet, und man weiß damit sehr gut zu wirthschaften. Indessen zweifle ich noch immer, ob man den Getreidbau vermindern solle, um mehr Klee zu bauen.

Amtm. Die neuesten Schriftller behaupten, daß man nicht zwei Drittel der Aecker, sondern nur die Hälfte derselben mit Getreid und die andern mit Futterkräutern anbauen soll.

Obm. Da bekämen wir ja viel zu wenig Getreid. In Baiern muß man auch den Grundherren viel Getreid liefern; Speise und Samen abgerechnet, würde nicht viel übrig bleiben. Womit könnten wir die Schrannen in den Städten so reichlich versehen, und durch die Ansfuhren so viel Geld nach Baiern zurück bringen?

Pfarrer. Lieber Freund, das versteht er nicht. Dazu gehört größere Belesenheit, als die Seinige. Wenn man zwei Jahre nach einander Getreid bauet, z. B. nach Weitzen und Rocken, Gerste oder Haber; so geräth diese zweite Frucht nicht gut.

Obmann. Das scheint mir aber, mit Ihrer Erlaubniß gesprochen, nicht wahr zu seyn. Wo sieht man denn schönere Gerste und Haber als in Baiern? Es mag Länder geben, wo die zweite Getreidfrucht nicht gut geräth: daselbst mag man meinetwe-

gen eine andere Wirthschaft führen. Baiern hat hierin einen Vorzug, und diesen müssen wir benützen. Wir brauchen viele Gerste zu den Bräuhäusern, und in Mißjahren auch zur Speise. Wollten wir weniger Aecker mit Gerste anbauen; so müßten wir dieselbe noch von den Ausländern, wie den Hopfen, kaufen.

Pfarrer. Er glaubt, Wunderdinge zu sagen. Ich sage ihm aber noch einmal, daß er das Ding nicht versteht. Wenn man nur die Hälfte der Aecker mit Getreid, und die übrigen mit Klee und Futterkräutern ansäet, so bekommt man mehr Futter, und mehr Dünger, und die wenigern, mit Getreid bebauten Felder, tragen reichlicher als dermal.

Obmann. Dieß ist bald gesagt, aber nicht bewiesen. Tragen denn unsere Aecker nicht reichlich? Haben wir denn nicht fremde, zahlreiche Armeen genähret, und nebenbei doch noch Getreid aus dem Lande gefahren? Haben wir denn nicht 50,000 fremde Pferde mit unserm Futter unterhalten? Ich kann freilich nicht läugnen, daß es in Baiern auch Gegenden giebt, wo der Getreidbau schlecht ist. Daselbst mag man mit Nutzen eine andere Wirthschaft einführen. Es ist bekannt, daß man im Oberlande und am Gebirge ohnehin anders als bei uns wirthschaftet. Jeder vernünftige

Mann wird wissen, was ihm nützlich oder schädlich ist.

Die größte Kunst des Oekonomen ist, daß er die Kraft und Beschaffenheit seines Bodens, und die Größe seines Kapitals, das er auf die Wirthschaft verwenden will, oder kann, wohl zu würdigen verstehe. Ohne Kapital kann er nicht empor kommen, und es ist daher ein Unglück des Staats, wenn die Bauern überhaupt arm sind. Ein vermöglicher, verständiger Bauer bauet insgemein zwei- oder dreimal mehr Früchte, als ein armer. Nur die wohlhabenden Bauern erzielen durch ihre reichen Aernten die Wohlfeilheit der Lebensmittel, und verschaffen uns Geld aus dem Lande, während die armen ihr weniges Getreid beinahe selbst verzehren.

Wirth. Ich lobe mir den Getreidbau, und glaube, daß man im Allgemeinen keine Kultursysteme vorschreiben solle.

Obmann. Ich habe einige gute Wiesen, und finde daher keinen Grund, warum ich den Getreidbau vermindern soll. Ich baue zwar auch Klee, aber ohne Schaden des Getreides.

Pfarrer. Man wird mir doch nicht widersprechen können, daß ein Kleeacker mehr Futter, und folglich mehr Dünger, als ein Getreidacker gebe.

Obmann. Auch dieß kann ich nicht unbedingt zugeben. Man verwende den ganzen Getreidacker, das ist, das Getreid und Stroh zum Futter für das Vieh; ich wette, daß man mit dieser Mastung weiter kommen wird, als mit dem Klee. Man wird auch mit dem Dünger weiter kommen; denn der Getreidacker giebt mir auch Stroh zum Futter und zur Streu.

Pfarrer. Allein das Stroh ist kein gutes Futter.

Obmann. Das Stroh ist ein vortreffliches Futter, wenn damit auch das von diesem Acker erhaltene Getreid dem Viehe gegeben wird, und die Mastung wird hiermit weit besser, als mit dem Kleefutter ausfallen. Diese Fütterungsart verdient schon darum den Vorzug, weil man dabei kein Stroh zu kaufen braucht.

Pfarrer. Was fängt man aber an, wenn eine Theuerung am Getreid entsteht? Man wird solchen Falls den Rocken nicht dem Viehe geben wollen?

Obmann. Wenn ich das von diesem Acker erhaltene Getreid ungeachtet der Theuerung dem Viehe gebe, so befinde ich mich wenigstens nicht in schlimmern Umständen, als der, welcher den Acker mit Klee bebaut hat. Ich habe darum nicht weniger Getreid als er. Wird die Theuerung

arg, so habe ich den Vortheil, daß ich die Mastung für einige Zeit aufgeben, und das dazu bestimmte Getreid verspeisen kann. Was machet in so mißlichen Umständen der unglückliche Kleebauer? Er kann doch seinen Klee nicht speisen?

Wirth. Man erlaube mir, daß ich das, was hier der Obmann gesagt hat, auf das ganze Land anwende. Nie ist es nothwendiger, daß viele Aecker mit Getreide angebauet seyn als in Mißjahren und zur Zeit der Theuerung. In Baiern hat man um so weniger Ursache, den Getreidbau zu vermindern, als das Land mit vielen Flüssen und Bächen und mit gutem natürlichen Wiesenwachs gesegnet ist.

Da bei uns sehr viel Geld um Seide, Zucker, Kaffee, Wein ꝛc. aus dem Lande geht, so müssen wir uns durch die Ausfuhr des Getreides zu entschädigen suchen. Bei gutem und starkem Getreidbau kann der Einfluß des Geldes nie aufhören: wenn wir auch in Mißjahren weniger Getreid ausfahren, so ist dafür es desto theurer.

Pfarrer. Ueber gegenwärtigen Streit will ich das Urtheil des Herrn Amtmanns hören, der unter uns der älteste ist.

Amtm. Der Wirth hat vorher selbst gesagt, daß sich kein allgemeines Kultursystem vertheidigen lasse. Die Bauern am

Gebirge, wo der Boden zum Getreidbau schlecht, und dagegen zum Wiesenwachs sehr gut ist, würden sehr unrecht thun, wenn sie das Getreid zum Viehfutter verwenden wollten. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß wir in Baiern den Getreidbau nicht vermindern sollen. Bauen wir viel Getreid, so erhalten wir viel Stroh und After-Getreid, das mit Nutzen verfüttert werden kann. Zudem wäre es in vielen Orten möglich, die Fütterung durch Klee oder sonst zu vermehren, ohne daß man darum bemüßiget wäre, den Getreidbau zu vermindern. Ich kann darum den Bauern, besonders in schlechten Gegenden, nicht beipflichten, welche viele Aecker ansäen, aber aus Mangel des Futters und Düngers immer weniger ärnten. Gottlob, daß die Hände durch die Gemeinheiten nicht mehr gebunden sind: freilich ist noch viel übrig, das geschehen und recht geschehen soll. Indessen ist doch immer schon weit mehr gethan, als man jemals zu hoffen sich getrauet hätte.

Auf unserm guten Boden sollen wir die Gerste und den Haber als zweite Getreidfrucht bauen, folglich den Getreidbau, welcher uns auch mit Streu versieht, nicht vermindern. Sind aber die Aecker schlecht, und nicht hinlängliche Wiesen vorhanden, so müssen wir Futterkräuter bauen, oder,

wie der Wirth sagte, einige Stück Vieh mit Getreide mästen, damit wir mehr Dünger erhalten, und die Aecker verbessern können.

Pfarrer. Hier erinnern Sie mich an die Bemerkungen über den Dünger des XLV. Wochenblattes 1806, deren Verfasser zu befürchten scheint, daß unser Vaterland durch den Verkauf des Getreides an die Ausländer die vorzügliche Fruchtbarkeit des Bodens verliere.

Amtm. Der Verfasser dieser Bemerkungen ist ein gelehrter und vortrefflicher Mann, der die Hochachtung seiner Landleute verdienet. Allein, was die obige Behauptung betrifft, kann ich nicht seiner Meinung seyn.

Die Natur hat jedem Lande gewisse Vorzüge gegeben, und sie will, daß man sie benütze. Wo der Getreidbau nicht gut ist, da giebt es vielleicht viel Gras, Holz, Salz, Eisen, Steinbrüche ꝛc. Baiern hat seit undenklichen Zeiten viel Getreid ausgefahren. Als die Herzoge vor 200 — 300 Jahren Sperren oder hohe Mauthen verordneten, so wurden dagegen sehr merkwürdige Vorstellungen gemacht, und behauptet, daß es hauptsächlich das Getreid sey, wodurch wir unsern Handel mit den Ausländern ins Gleichgewicht setzen können.

Die Vorzüge, welche die Natur gewissen Gegenden gegeben hat, verlieren sich nie. Bei uns wird sich die zum Getreidbaue taugliche gute Mischung des Bodens immer erhalten. Wo seit den ältesten Zeiten viel Flachs, Hopfen, Obst ꝛc. gewachsen ist, zeiget sich diese Fruchtbarkeit noch jetzt. So ist es auch mit dem Getreide. Unser Vaterland ist immer vom Unterlande mit Getreide versehen worden, und immer erhält sich die vorzügliche Fruchtbarkeit des Unterlandes. Es wäre wider unser Interesse, und selbst wider die Nächstenliebe, wenn wir zur Zeit der Theuerung kein Getreid ins Ausland fahren wollten.

Pfarrer. Dadurch entsteht aber manchmal bei uns selbst eine Theuerung.

Amtm. Diese wird aber bei uns bei Weitem nie so groß seyn, als bei den Ausländern, welche das Getreid in unsern Schrannen kaufen, Mauthen zahlen, und den kostbaren Transport und die Zehrungen bestreiten müssen. Es ist immer besser, daß auch wir einige Theuerung dulden, als daß die Ausländer eine Hungersnoth leiden, wodurch insgemein Krankheiten, oder andere Unglücke entstehen, welche sich auch bis zu uns verbreiten könnten. Aus diesem Grunde hielten es die alten Baiern für eine Sünde, wenn man

den nothleidenden Ausländern das Brod verweigern wollte.

Pfarrer. Herr Amtmann, Sie haben recht; wir mißkennen unsern Nutzen, und handeln ungerecht, wenn wir den Schatz unsrer Erde den nothleidenden Ausländern versagen. Wahrlich wir verdienten nicht, diesen Schatz zu besitzen, wenn wir so unmenschlich handeln wollten.

Obmann. Allein ich begreife nicht, warum sich die Fruchtbarkeit bei immerwährenden beträchtlichen Ausfuhren des Getreides nicht vermindere.

Amtm. Dieß ist leicht zu begreifen. Unser Boden hat meistentheils eben die rechte Mischung zum Getreidbaue: darum können wir in ordentlichen Jahrgängen allzeit gute Aernten hoffen, wenn nur mäßig gedünget wird. Zudem ist der starke Getreidbau selbst das beste Mittel, die Fruchtbarkeit unsers Bodens zu erhalten. Nur dadurch erhalten wir viel Stroh, und vermehren die Quantität und Qualität des Düngers.

Obmann. Da haben Sie es wahrlich getroffen, Herr Amtmann. Wir Baiern bauen vorzüglich gern Getreid, und ich meine, daß man diese Lust durch allerlei Projekte, welche nicht überall anwendbar sind, nicht nehmen solle. So lange der Ge-

treibbau in gutem Stande ist, kann Baiern nie arm werden. Wenn doch die Leute einmal glaubten, daß der Bauer, der Hirn im Kopfe hat, seinen Nutzen besser verstehe, als Andere. Ist er ein Dummkopf, so wird man ihm den Verstand durch keinen Trichter eingießen können.

Amtm. Am nöthigen Dünger fehlt es uns meistentheils nicht. Wir haben viele Flüße und Bäche, wovon unsere häufigen Wiesen durchströmet und im Spiegel des Wassers erhalten werden, und wir bauen auch viele Futterkräuter. Dieß gibt Futter, folglich auch Dünger. Eben des gut gemischten Bodens halber ist bei uns in vielen Gegenden nicht viel Dünger nothwendig. Ein lockerer aber auch nicht leichter Boden, fodert bei Weitem nicht soviel Dünger als der thonige oder sandige. Zudem pflügen wir Baiern die Aecker öfter, als es insgemein in andern Ländern geschieht, und erhalten dadurch die gehörige Lockerheit der Erde. Man bedenke auch, daß wir uns vorzüglich bemühen, die rechte Mischung des Bodens dadurch zu erzielen, daß wir die Erde aus Teichen und Gruben (Kothfängen) auf die Aecker fahren. Im Sommer geschieht das mit den dazu besonders verfertigten zweispännigen, sehr geschickten Schnellkarren, und im Winter mit Schlitten.

Der baierische Bauer beschäftigt sich im Winter nicht bloß mit Dreschen und Hausarbeiten; sondern holet aus den Tiefen die gute Erde, und fährt sie im tiefestem Schnee und bei der größten Kälte auf die Aecker bergan, wodurch dieselben locker und fruchtbar werden. Es gibt auch vielleicht kein Land wie Baiern, wo man seit den ältesten Zeiten so viel Mergel gefahren hat.

Pfarrer. Dadurch wird ohne Zweifel dem Mangel an Dünger abgeholfen, und wir verdienen also den Vorwurf nicht, daß wir zu wenig auf Futter achten.

Wirth. Es giebt vielleicht kein anders Land, das die kaiserliche österreichische Armee im Vor- und Rückmarsch, und die zahlreiche französische Armee beinahe ein ganzes Jahr mit Lebensmitteln und Fourage versehen könnte, wie es Baiern gethan hat.

Amtm. Wir haben aber auch sehr viele gute natürliche Wiesen, welche uns viel Futter gewähren. Nur ist zu wünschen, daß bei so vielen Flüssen und Bächen bessere Anstalten zum Wässern der Wiesen gemacht werden. Da in vielen Orten das Wasserbeet nie gereiniget wird, so laufen die Bäche dort und da aus, und versäuern die schönsten Wiesen. Da die

Individuen hierbei nichts thun können, so wird eine höhere Anstalt erfodert, um diesem beträchtlichen Schaden abzuhelfen.

Obmann. Vormals mußte jeder Eigenthümer der Wiese den Bach räumen, damit das Wasser im Lauf nicht gehemmet werde, und so hatten auch die Müller nicht Ursache über den Mangel des Wassers zu klagen; allein es ist schon seit vielen Jahren nichts mehr geschehen, und was diesen Punkt betrifft, ist man nicht vorwärts, sondern seit mehreren Jahren rückwärts gegangen.

Bauer. Das Räumen der Bäche war in vorigen Zeiten gewiß eine gute Anstalt, und nebenbei kostete sie nichts. Ich habe vor 2 Jahren den Bach bei meiner Wiese gereiniget: da aber das nicht auch von Andern geschehen ist, so war meine Arbeit so viel als nichts.

Amtm. Nur Geduld, die Regierung kann nicht alles mit einem Male thun.

Pfarrer. Was halten Sie denn vom Hopfenbau, Herr Amtmann? Der Hopfen liefert uns zwar kein Stroh; aber sein Anbau wäre gewiß nützlich, weil wir sehr viel von den Ausländern kaufen müssen.

Amtm. Allerdings ist er nützlich; aber nur da, wo der Boden dazu geeignet

und locker, und in der rechten Lage ist. Vorzüglich können denselben die Bräuer, Wirthe, Müller, Seifensieder, Fleischhacker, Stärkmacher, und andere Gewerbsleute, welche viel Dünger machen, mit Nutzen bauen. Arme Bauern werden dabei selten einen Vortheil finden.

Bauer. Sie wissen ja Herr Pfarrer, wie es meinem Nachbar gieng. Sein Getreidbau schlug zurück, und er hatte schlechte Aernten. Er wollte sein Glück mit den Hopfen machen, und brachte also beinahe allen seinen Dünger in den Hopfengarten. Er machte hiermit 3 Jahre nacheinander einen hübschen Gewinn: allein seine Getreidfelder, die keinen Dünger erhielten, wurden zuletzt so schlecht, daß er beinahe seine Speise kaufen mußte. Der Gewinn mit dem Hopfen verschafte ihm nur eine Galgenfrist; darnach gieng er auf Einmal ganz zu Grunde. Kurz, ein Bauer, der auf Ströh nichts hält, kann sich nie empor schwingen.

Wirth. Was halten Sie, Herr Amtmann von der allgemeinen Meinung, daß die Erde zu alt, und nicht mehr so fruchtbar, wie in frühen Zeiten sey.

Amtm. Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt von der gehörigen Mischung der Erde, von der Menge der Dammerde, welche aus der Fäulniß der animalischen

oder vegetabilischen Substanzen entsteht, von der Witterung, von unserer Industrie und unserem Verstande, ja sogar von unserer moralischen Bildung ab, in so fern sie auch auf die bessere Führung des Hauswesens Einfluß hat.

Die Industrie hat sich in unsern Zeiten gewiß nicht vermindert; die Theuerung des Getreides selbst ist ein mächtiger Beweggrund, daß wir mit angestrengten Kräften die Wirthschaftsgeschäfte betreiben. Auch unser Verstand ist nach so lehrreichem theoretischen Unterricht und durch Erfahrungen heller geworden, und die Jugend wird in den Schulen zum Fleiß, zur Sparsamkeit und zu häuslichen Tugenden geleitet, und besser als in alten Zeiten gebildet. Vorhin hielten es die Bauern für keine Schande, wenn sie Tage lang in den Wirthshäusern sitzen blieben, und sich und ihre Familien an den Bettelstab brachten. Dermal äußert sich ein Wetteifer, ich möchte sagen, ein Ehrgefühl unter dem Landvolke, wodurch es ein Bauer dem andern in der Kultur des Bodens bevorthun will. Einige rühmen sich, daß sie das schönste oder meiste Getreid, oder die besten Pferde haben; andere befleißen sich den meisten Dünger zu besitzen, oder die meiste Erde auf ihre Aecker zu fahren. Selbst in Wirthshäusern hört man von solchen Gegenstän-

den häufig sprechen und prahlen. Wir sammeln auch den Dünger fleißiger als unsere Vorfahrer, und vermehren dadurch den Stoff aller Fruchtbarkeit, die Dammerde. Und da wir auch bessere Pferde haben, und mehr Erde auf die Aecker fahren, so erzielen wir eine bessere Mischung des Bodens.

Die Witterung ist nicht in unserer Gewalt, und darum hatten wir, ungeachtet unsers Fleißes, in den letzten drei Jahrgängen geringe, oder wenigstens keine reiche Aernten, wodurch die Bauern, welche den Grundherren viel Dienstgetreid liefern, sehr in Verfall kamen.

Bauer. Leider bin ich Einer von diesen. Viele Bauern leiden wenig durch die Theuerung; denn wenn sie auch weniger Getreid in Mißjahren verkaufen, so verkaufen sie desto theurer; aber unser einem bleibt sehr wenig, oder nichts zum Verkaufe übrig.

Pfarrer. Wir bedauern euch. Allein das gehört nicht zu unserm Gespräche. Ich möchte wissen, ob die Erde noch so fruchtbar wie in alten Zeiten sey, und ob wir mehr oder weniger Getreid als unsere Vorfahren bauen?

Amtm. Ich habe in den Jahren 1770, 1771 und 1772, da die schrecklich-

ste Theuerung und Hungersnoth war, gelebt; aber in den folgenden Jahren trat eine langwierige allgemeine Fruchtbarkeit und Wohlfeilheit ein. Schon im Jahre 1773 galt das Schäffel Rocken nur mehr 5 Gulden, und so dauerte es lange Zeit fort. Die Witterung abgerechnet, glaube ich, daß sich die Fruchtbarkeit der Erde durch unsern Fleiß eher gemehrt als gemindert habe.

Wirth. Wird aber die Fruchtbarkeit unserer Aecker immer so bleiben, wie sie gegenwärtig ist, wenn von Zeit zu Zeit Wiesen und Weiden, Moorländer und Holzgründe umgerissen und kultivirt werden?

Bauer. Wir können hierüber schon Beispiele aufweisen. Die Bürger zu M. haben ihren Weidegrund umgerissen und zu Aeckern gemacht. Ungeachtet da der Boden etwas leicht ist, so zeiget er doch viele Fruchtbarkeit; und die Reisenden bewundern den Fleiß dieser Bürger. Ich habe aber dagegen die Einwendungen zu machen, daß die Bürger vermöge ihrer Gewerbe weit mehr Dünger als die Bauern machen, und folglich ihre Neubrüche weit leichter in der Kultur erhalten, und die Stallfütterung einführen können.

Wirth. Nebenbei bemerke ich noch, und rufe Euch als Zeugen auf, daß die

alten Aecker dieser Bürger nicht mehr so fruchtbar, wie vorhin, sind. Dieß kommt offenbar daher, weil die Bürger nicht mehr allen ihren Dünger auf das alte Ackerfeld, sondern einen beträchtlichen Theil auf die Neubrüche fahren.

Pfarrer. Die Bürger erhalten aber auch, der Stallfütterung halber, mehr Dünger als vorhin, da sie ihr Vieh auf die Weide trieben.

Obmann. Allein doch nicht um so viel mehr, daß sie nebst den Neubrüchen auch das alte Feld noch so gut, wie in den vorigen Zeiten düngen könnten, wovon die Erfahrung den klaren Beweis machet.

Pfarrer. Deßungeachtet erhalten die Bürger jetzt mehr Getreid, als vorhin, weil sie auch auf den Neubrüchen ärnten.

Amtm. Wir kommen hier auf einen Gegenstand, welcher von der größten Wichtigkeit ist. Wir sind kaum im Stande, denselben klar zu beleuchten. Ich getraue mir nicht zu widersprechen, daß die alten Aecker bei der jetzigen ausgebreiteten Kultur der neuen Gründe an der vorigen Fruchtbarkeit verlieren. Die alten Aecker erhielten bisher nicht bloß den Dünger, den man aus ihrem Getreide und Stroh machte; sie erhielten auch den Dünger von den Nebennutzungen, oder unkultivirten Grün-

den, und darum können sie mit der Zeit, da dieser Dünger wegfällt, nicht mehr so fruchtbar, wie bisher seyn, wenn wir nicht mehr Vieh masten, und dadurch den Dünger vermehren.

Pfarrer. Wie ist das zu verstehen?

Amtm. Wir nährten bisher unsere Schafe, Schweine, und einiger Maßen auch unser Rindvieh auf den Weiden und Holzgründen, und in diesen erhielten wir auch Laub-und Nadelstreu, welche wenigstens auf schwerem Boden sehr nützlich ist. Dadurch wurden wir auch in den Stand gesetzt, vielen Futter und Streu für den Winter zu sammeln und mehr Vieh zu überwintern. Wir erhielten von diesen Gründen, welche nie gedünget wurden, vielen Dünger, welcher auf unsre alten Ackerfelder gefahren wurde, und diese ist eine der wichtigsten Ursachen, warum unsere Aecker so fruchtbar sind. Werden nun diese Nebennutzungen ebenfalls kultivirt, so verschaffen sie den alten Ackerfeldern keinen Dünger mehr. Vielleicht sind die Eigenthümer so gar gezwungen, einen Theil des Düngers, welchen das alte Ackerfeld verschaffet, auf die Neubrüche zu bringen. Man weiß ja, wie vortheilhaft die Schafzucht des Düngers halber, für den Getreidbau ist. Werden die Schafweiden zu Aeckern gemacht, so verlieren wir an Dünger, Fleisch, Wolle

und Häuten, und wir werden vielleicht mit der Zeit nicht mehr im Stande seyn, zwei Drittheile der Aecker mit Getreide anzubauen, und nebenbei auch einen Theil des Brachfeldes zu benützen.

Der Herr Pfarrer hat vorhin die Bemerkung gemacht, daß die Bürger zu M., ungeachtet ihr altes Feld nicht mehr so fruchtbar ist, der Neubrüche halber an Getreid nichts verlieren, sondern vielmehr gewinnen. Dieß bleibt nur so lange wahr, als sich die Fruchtbarkeit im alten Felde in so weit immer erhält, daß man zwei Drittheile desselben mit Getreide anbauen, und hiervon gute Aernte hoffen kann. Wenn mit der Zeit ihre Drei- oder Vierfelder-Wirthschaft nicht mehr bestände, und nur die Hälfte des alten Ackerfeldes mit Getreid angebauet werden könnte; so würde sich ungeachtet der Neubrüche keine Mehrung an Getreide zeigen. Indessen könnte doch diese neue Kultur, oder der beständige Fruchtwechsel für die Bürger schon bloß darum vortheilhafter seyn, weil sie Bürger sind, und die kleinen Früchte, vermöge ihrer Lage, besser als die Bauern benützen können.

Pfarrer. Wenn schon bei dem beständigen Fruchtwechsel nur die Hälfte der Aecker mit Getreid angebauet ist, so möchte doch

das Getreid dabei besser wachsen, als bei der Drei- oder Vierfelder-Wirthschaft.

Amtm. Allein wir sind durch den Augenschein und die Erfahrung überzeugt, daß wir auf gutem Boden bei der Drei- oder Vierfelder-Wirthschaft, die ungünstige Witterung abgerechnet, sehr schönes Getreid bauen. Wir werden also diesen Vortheil wenigstens nicht allgemein aufopfern wollen. Bei dieser Wirthschaft können wir auch unsere Aecker oft und richtig pflügen und locker erhalten, das bei dem beständigem Fruchtwechsel manchmal nicht geschehen kann. D. Thaer selbst gesteht, daß er manchmal seine kleinen mißlungenen Früchte unterpflügen mußte: ist das nicht eine Brache?

Die ungünstige Witterung bringt bei jeder Wirthschaft Schaden; aber nirgends mehr, als bei dem beständigen Fruchtwechsel. Wir haben Beispiele, daß man dabei keinen Winterrocken bauen konnte, oder daß derselbe bei einem nassen Herbste weit mehr, als bei der Drei- oder Vierfelder-Wirthschaft mißrieth. In vielen Orten wird es daher rathsam seyn, das alte Feld in so gutem Stande zu erhalten, daß man zwei Jahre nacheinander Getreid bauen kann.

Pfarrer. Sie sind also, mein lieber Herr Amtmann, der Meinung, daß wir

unsre Gemeinweiden behalten, und keine Neubrüche machen sollen.

Amtm. Das folgt bei Weitem nicht aus dem, was ich gesagt habe. Obschon das alte Ackerfeld keine Nebennutzung oder keinen Dünger aus den unkultivirten Gründen mehr erhält; so mag dessen ungeachtet die Kultur der Weidegründe sehr nützlich seyn. Wir haben ein klares Beispiel an obigen Bürgern zu M., welche seit der neuen Kultur mehr Getreid als vorhin erhalten.

Wirth. Dieses Beispiel beweiset nicht viel. Wir wissen, daß auf diesem Neubruche tiefer schwarzer Boden ist, und daß viele Bürger ihren Dünger durch Gewerbe vermehren, das die Bauern nicht thun können.

Amtm. Daraus folgt nur, daß die neue Kultur nicht überall so leicht und vortheilhaft, wie zu M. ist. Bei den Bauern ist das freilich manchmal ganz anders: insgemein bestehen die Moos- und Weidegründe aus schlechtem Boden. Der Futterkräuterbau ist mühsam und kostbar; er mißlingt auch manchmal, und fodert selbst Dünger, wenn er gerathen soll. Er kann aber deßungeachtet einigen Vortheil gewähren.

Wirth. Unsere Vorfahren haben die Gründe, welche zum Getreidbau taugen, schon längst kultivirt. Unsre Neubrüche bestehen aus fliegender Moorerde, welche unfruchtbaren Sand oder Kies zur Unterlage hat. Da kostet die Kultur mehr, als sie nützet. Von einer solchen Wirthschaft bin ich kein Liebhaber.

Amtm. Es gibt aber auch Weiden, welche ziemlich guten Boden haben, wie die Neubrüche der Bürger zu M. Unsere Vorfahrer haben sich schon vor mehreren Jahrhunderten auf Moosgründen angesiedelt, wie die Ackerfelder, welche mit den nebenliegenden Weiden gleiche Erde und Lage haben, zeigen. Es kommt nur darauf an, daß Menschen sich Häuser bauen, sich ansiedeln und arbeiten.

Obmann. Bedenken Sie aber, Herr Amtmann, daß eben solche Dörfer, welche in den Moosgegenden liegen, ungeheure Weiden und Nebengründe besitzen, wovon sie zum Theil ihre Schafe und anderes Vieh nähren, und mit dem dadurch gemehrten Dünger ihr Ackerfeld verbessern. Wenn solche Bauern diese Nebengründe nicht mehr besitzen, oder sie selbst kultiviren, so wird das alte Ackerfeld nicht mehr so fruchtbar wie vorhin seyn.

Pfarrer. Soll denn der Moosgrund seinen Eigenthümer, welcher fleißig pflü-

get und arbeitet, nicht ernähren können? Wir haben Kolonisten —

Wirth. Man hat den Kolonisten die besseren Gegenden des Mooses angewiesen, und sie von Abgaben befreiet. Mir scheint es, daß sie zu wenige Gründe besitzen, um sich ernähren zu können. Ja, wenn sie auch Nebennutzungen hätten —

Pfarrer. Man sagt, daß einige Kolonisten ihr gutes Fortkommen haben.

Wirth. Es ist die Frage, ob sie sich ganz allein durch den ihnen angewiesenen Grund, oder auch durch Gewerbe nähren?

Amtm. Von den Kolonisten kann man jetzt noch nicht aus Erfahrung urtheilen. Aller Anfang ist schwer.

Wirth. Indessen wird man mir doch zustehen, daß sie, wenn sie verhältnißmäßig gleiche Abgaben geben müßten, sich weit härter als andere Unterthanen nähren würden, welche mehr Gründe, und auch Nebengründe besitzen. Auf gutem Boden braucht eine Bauern-Familie nur einige Morgen Grund zu ihrem Unterhalt; aber auf schlechtem Boden muß die Quantität der Morgen die schlechte Qualität ersetzen.

Die gelehrten praktischen Oekonomen sehen wohl selbst ein, daß man auf Schwai-

gen, oder andern großen Oekonomien mit tausend Morgen Nebengründen leichter wirthschaftet. Weit entfernt, dieselben in beständiger Kultur zu erhalten, lassen sie sie zu einmähdigen Wiesen oder Weiden liegen. Ich könnte solche Schwaigen und Güter nennen.

Amtm. Gesetzt auch, daß einige Kolonisten in ihrer jetzigen Lage ihren Unterhalt nicht hätten; folget denn daraus, daß man ihnen nicht noch einige Nebengründe geben, und die schlechte Qualität derselben z. B. die Näße, durch höhere Anstalten wegräumen könnte? Es hat keinen Zweifel, daß auch unsere alten Kolonisten, welche sich vor Jahrhunderten in dem Moose ansiedelten, lange Zeit mit den größten Schwierigkeiten streiten mußten.

Wirth. Indessen waren doch die alten Kolonisten durch Gränzen nicht beschränkt, und sie konnten sich wenigstens trockene Gegenden zum Ackerbau wählen.

Amtm. Das kann ich nicht widersprechen; aber auch nicht zugeben, daß unsere schlechten Wiesen und Weiden immer in ihrem wilden Stande bleiben sollen.

Obmann. Sollen wir also alle unsere Gründe unterpflügen und immer anbauen?

Anmrk. Das will ich eben nicht behaupten. Allein wir haben Heiden und Weiden welche wenigstens nicht immer in ihrem wilden Stande bleiben sollen. Wenn ein Weidegrund nur zwei Jahre unter dem Pflug gehalten wird, so trägt er in kurzer Zeit insgemein mehr, als er in 10 Jahren als Weide genützet hat. Die Erde wird durch das Pflügen mehr gemischt, und der Rasen, der nur schlechte und ungesunde Pflanzen trug, kommt zur Fäulniß, und bringt bessere und gesundere Kräuter hervor. Dieser Grund mag hernach wieder als Schafweide, oder auf eine andere Art benützt werden. —

Da einige Holzarten einen feuchten, andere einen schweren oder leichten Boden fordern, so kann jeder Grund mit der ihm eigenen Holzart besäet oder bepflanzet werden.

Wenn das Land mehr kultivirt und bevölkert, folglich mehr Häuser gebaut, und wenn die guten Holzgründe ausgestocket, und zu Aeckern gemacht werden, so ist es Zeit, daß man auch auf Holzsaaten und Pflanzungen denke, und vorzüglich solche Gründe dazu wähle, welche wegen Entfernung oder andern Eigenschaften zum Getreid- und Futterkräuterbau nicht wohl anwendbar sind.

Pfarrer. Es ist traurig, so große Strecken Landes immer in ihrem wilden Zustande zu sehen, auf denen sich das armselige Vieh nicht nähren kann.

Bauer. Ich wünschte ein Bauergut mit vielen Holz- und Weidegründen zu haben. Auf solche Art hätte ich ohne viele Mühe Futter und Streu genug, und brauchte nur die bessern Gründe anzubauen. Ich würde mich für die neue Kultur bedanken, und andere Leute nach ihrem Belieben schwitzen und zappeln lassen.

Amtm. Jeder schafft sich die Welt wie es ihm taugt. Der faule Bauer wünscht sich viele Früchte ohne Mühe und Anstrengung, der Wirth viele Säufer, der Scharfrichter viele Räuber.

Wirth. Der Todtengräber viele Sterbende, der Jäger viel Wildprät, die Katze viele Mäuse, der Raubvogel viele Tauben.

Amtm. Aber um die gemeine Wohlfahrt, ohne welche kein Individuum glücklich seyn kann, scheint man sich nicht zu bekümmern.

Obmann. Hier erinnern Sie mich an unsern Jäger Martin, welcher uns einst einen Vorschlag machte, wie das ganze Land auf die leichteste Art reich und glücklich werden könne. Nach seiner Mei-

nung sollte man sich mit der Kultur und der Bevölkerung nicht viel abgeben, sondern den größten Theil des Landes mit Holz bewachsen lassen. Da wir wenig Menschen hätten, sagte er, so wäre für dieselben überall Ueberfluß, und wir könnten durch den Verkauf des Holzes, der Hirschhäute und des Wildpräts ungeheure Summen von den Ausländern erhalten.

Amtm. Der Martin sorgte nur für sich, und dachte nicht, daß ein unbevölkertes verwildertes Land ein Spielball seiner Nachbarn ist, und ohne Selbstständigkeit ganz von ihrer Willkühr abhängt.

Pfarrer. Die wenigen, dort und da zerstreuten Landleute würden in ihren Wildnissen von Dieben und Räubern, vielleicht auch von Jägern viel zu leiden haben. In einem schwachen, unbevölkerten Lande ist keine Selbstständigkeit und Freiheit, keine Polizei und Gerechtigkeit, keine Ordnung, kein Frohsinn und gesellschaftliches Leben.

Amtm. Solche Martins giebt es viele: Gott Lob, daß die Regierung ihren eigenen und ihrer Unterthanen Nutzen besser zu berechnen weiß.

Wirth. Die Reisenden haben mir oft erzählet, daß in Ungarn und Pohlen

ungeheure Heiden und Weiden sind, auf denen man viele Stunden weit kein Haus trifft: und doch ist die Viehzucht in diesen Ländern sehr schön und gut.

Pfarrer. Würden diese Länder nicht mächtiger und glücklicher seyn, wenn sie mehr bevölkert und kultivirt wären? Mir ist mein Stallvieh lieber als die wilde Viehzucht, lieber eine ordentliche Wirthschaft als das stäte Herumirren der wilden Heerden, welche tausend Unfällen ausgesetzt sind; lieber die Sicherheit meines beschränkten Vermögens als ungewisses Eigenthum.

Wirth. Heut sind wir wahre politische Kannengießer. Wir verstehen von diesen Dingen zu wenig.

Amtm. Allein wir können aus unserm Gespräch die Lehre abziehen, daß wir bei unserm beschränkten Gesichtskreise die Weisheit der Regierung in ihren Verordnungen verehren sollen.

Nebenbei könnten sich auch die Gelehrten aus unserm Gespräche überzeugen, daß ihre allgemeine Kulturs-Systeme nichts taugen, und nicht alles, was sie behaupten oder vorschreiben, überall anwendbar sey. Mancher Bauer kann wegen Armuth oder aus Mangel des nöthigen Kapitals nicht thun was ein Wohlhabender

kann. Der Bauer, welcher nahe bei der Stadt ist, oder viele Kleinhäusler in seiner Nachbarschaft hat, kann seine Nebengründe weit leichter als ein anderer kultiviren, welcher ohnehin zu viele schlechte Gründe besitzt.

Da ist die Drei- oder Vierfelderwirthschaft, dort der beständige Fruchtwechsel, anderwärts Getreidbau oder die Viehzucht vortheilhafter. Auf mageren dürren Heiden ist vielleicht die Schafzucht die leichteste, wohlfeileste, und zugleich die beste Kultur für den Eigenthümer, und selbst auch für den Staat, wenn nur die Gemeinheit der Weiden aufgehoben und diese Gründe nicht immer als Weiden benützt werden. Ein vernünftiger Landwirth, welcher lebenslang auf seine Verbesserung sinnet, und seine Verhältnisse kennt, weiß am besten, was ihm nützlich oder schädlich ist. Kann er einen Grund wenig oder gar nicht benützen, so wird er ihn gern an einen Andern verkaufen, besonders wenn die Taxen und Sporteln, wie in andern Ländern, genau bestimmt wären, und nicht manchmal ein Drittheil des Kaufschillings, wie die tägliche Erfahrung zeiget, dem Richter in die Hand fiele. Die Bauern, welche ihr Gut zertrümmern wollen, wissen durch Beispiele, daß sie dieser Geisel nicht entgehen können: und dieß ist die Ursache, warum

sie bei diesem Geschäfte auf den Gewinn den sie selbst haben könnten, Verzicht thun, und sich lieber an die Juden, oder an Männer, welche sich von den Chikanen nicht zu fürchten haben, wenden.

Pfarrer. Es versteht sich von selbst, daß, wenn man bei der Trennung eines Guts viele Grundstücke verschiedenen Nachbarn verkaufet, und von jedem die Taxe der besondern Kauf- und Gerechtigkeitsbriefe fodert, wie es in vielen Orten geschieht, große Unkosten entstehen müssen, besonders da auch die Landemien schon darum weit höher steigen, weil man für einzelne Gründe einen weit höhern Kaufschilling erhält.

Amtm. Leider, wird oft die beste Absicht der Regierung vereitelt. Anfangs stämmte man sich gewaltig wider die Trennung der Bauergüter: aber jetzt, da man davon so großen Gewinn zu machen versteht, ist sie beinahe überall willkommen. Hiervon genug.

Pfarrer. Zum Beschluß will ich noch fragen, ob Herr Dr. Thaer behaupte, daß man den Fruchtwechsel allgemein oder überall einführen solle?

Amtm. Keineswegs. Er hat sich gegen diesen Vorwurf öfter erst noch im zweiten Jahrgange seiner Annalen S. 105 erkläret. Allein er hat einige Anhänger,

welche auf alle diejenigen schimpfen, welche die Drei- oder Vierfelderwirthschaft treiben. Sie glauben, daß sie darum zu der gelehrten Parthei gehören. Dr. Thaer gesteht öfter, daß es gar kein Aecker-System giebt, und bestimmt selbst einige Fälle, in denen sich der Fruchtwechsel nicht ausführen läßt.

Dr. Albert, Einer der hitzigsten Vertheidiger des allgemeinen Fruchtwechsels mißbilliget in den **Annalen der Landwirthschaft von Thaer ersten Jahrgang** 1805. S. 657, die Dreifelderwirthschaft und Brache der thüringischen Bauern in der sogenannten **Güldenen Aue** nicht, weil sich daselbst die Fruchtbarkeit des Bodens, ungeachtet des starken Getreidbaues seit vielen Jahrhunderten immer erhalten hat.

Es ist nicht ungewöhnlich, sagt er, **daß man daselbst mehr als** 16fältig ärnte. Haben wir in Baiern nicht auch solche fruchtbare Gegenden oder Auen? Das Ackerfeld unsers Dorfes ist keines von den besten, und doch ärnten wir 12 und manchmal auch 14 fältig. Daß die Thüringer Bauern überhaupt bei ihrer Dreifelderwirthschaft gutes Getreid bauen, kann er nicht widersprechen und giebt zur Ursache an, daß sie viele Bäche und gute natürliche Wiesen haben; befinden wir uns nicht in eben diesem Falle?

Die Baiern und Thüringer haben einen ganz andern Getreidbau, als er insgemein in andern nordischen Ländern ist. Man fängt überall an, mit der Kultur großes Aufheben zu machen, aber in vielen Orten ist der Weitzen und Rocken so schwach und kurz, daß man sie bloß mähet. Wenn Dr. Albert und andere die vorzügliche Güte ihres Wintergetreides ausdrücken wollen, so bemerken sie, daß man sie mit der Sichel schneide. Wir schneiden in vielen Orten sogar das Sommergetreid mit der Sichel, und es erwecket bei uns Erbarmen, wenn man von einem Bauer im Oberland hört, der sein Wintergetreid bloß gemäht hat. Man erlaube uns also, daß wir von unserm Boden so viel fordern, als er uns, ohne die Dauer seiner Fruchtbarkeit zu verlieren, geben kann.

Da wir so viel, als es nöthig ist, auch Brache halten, so pflügen wir weit mehr als an andern Orten, und erhalten unsere Aecker lockerer und reiner, und bestellen unsere Felder weit ordentlicher. Die Saatzeit war im Jahre 1805 sehr schlecht, und wir hatten zugleich fremde Armeen im Lande. Dessenungeachtet wurden die Winterfelder, freilich nicht überall so gut, wie sonst, bestellet.

Dagegen gesteht Dr. Albert S. 699, daß man in diesem Jahrgange bei dem be-

ständigen Fruchtwechsel die Winterfelder nicht besäen konnte. Die Aernte war sehr spät, sagt er, und man konnte nicht zweimal vor der Winterbestellung, was doch nothwendig ist, pflügen. Solche Unglücke treffen uns bei unsrer Wirthschaft nie.

Pfarrer. Sollte man nicht in dem magern Sandboden des Oberlandes die Wechselwirthschaft einführen können? Man kann nicht widersprechen, daß es daselbst schlechte Aernte giebt, wenn zwei Jahre nacheinander Getreid gebauet wird. Daselbst ist also der Beweggrund, warum wir die Drei- oder Vierfelderwirthschaft haben, nicht vorhanden.

Amtm. Es wäre gewiß vortheilhaft, wenn man daselbst beständig alle Gründe mit Getreid und Futterkräutern anbauen könnte: allein ob das möglich sei, müssen vernünftige Landleute im Oberlande am Besten entscheiden können. Diese wichtige Veränderung würde wenigstens sehr langsam gehen. Als Herr Dr. Thaer das Gut Mögelin kaufte, ließ er einen großen Theil des magern Bodens ein und anders Jahr brache liegen, und einen andern besäete er mit Kiefern oder Forlen. Von 600 Morgen bestimmte er 100 bloß zur Schafweide. Auf den übrigen will er im ersten Jahre Erbsen und Wicken oder Buchweitzen, und im zweiten Jahre Rocken bauen,

und sie darnach wieder zwei Jahre brache liegen lassen.

Das ist kein Wechsel, sondern eine Hollnsteinische oder Mecklenburgische Wirthschaft.

Pfarrer. Man muß aber bedenken, daß Doktor Thaer zu Mögelin erst zu wirthschaften angefangen hat, folglich den Fruchtwechsel nur nach und nach einführen kann.

Amtm. Das ist allerdings wahr; allein wenn er auch seinen Fruchtwechsel vielleicht schnell zu Stande bringet, so wird man dagegen einwenden, daß er im Sommer und Winter jährlich erstaunlich viele Moder-Erde, welche man in unserm magern Oberlande selten findet, auf die Aecker fahrt, daß er 50 Morgen natürlicher Wiesen, welche, wie er selbst sagt, von der vortrefflichsten Gattung sind, und nebenbei sehr vielen guten, zum Getreidbau tauglichen Boden besitzt.

Ich gestehe gern, daß der Fruchtwechsel für das Oberland besser als die magere Dreifelderwirthschaft wäre: aber ich vermuthe, daß derselbe in solchen magern Gegenden nicht anwendbar sey, und man folglich froh seyn müsse, wenn eine gute Hollnsteinische oder Mecklenburgische Wirthschaft eingeführt werden kann.

Man muß von einem vernünftigen Eigenthümer nicht verlangen, daß er auf die Kultur eines schlechten Bodens mehr Kapital verwende, als er verzinsen kann. Daß es dergleichen schlechten Boden gebe, gesteht selbst Dr. Thaer in seinen Annalen 2 Jahrg. Monat Juli, S. 21. Da es gemäß der allegirten Annalen S. 25 in der Natur der Schafe liegt, einer weiten Oberfläche der Erde zur Weide zu bedürfen; so wird man den magern Sandboden meisten Theils am besten zur Schafzucht verwenden können.

Wenn die Freiheit des Eigenthums hergestellet, und alle Hinderniße derselben gehoben sind; so wird man im magern Oberlande gewiß den Vortheil, welchen daselbst die Schäfereien verschaffen, einsehen, und vorzüglich benützen; und wir werden in Baiern auch Ueberfluß an Wolle haben.

Pfarrer. Zur Freiheit des Eigenthums gehört ohne Zweifel auch das Abbauen, Trennen, Zerstückeln oder Parcelliren der Bauern-Güter.

Wirth. Ich bin mit dem Zerstückeln oder Zertrümmern der Güter in vielen Fällen nicht verstanden. Manchmal kaufet sich jemand schlechte Gründe zusammen, und heurathet darauf. Ehe die Obrigkeit dieß bewilliget, muß sie zuvor wissen, ob sich

die Gründe so in Kultur bringen lassen, daß sie eine Familie ernähren können, sonst bekömmt man durch dergleichen unüberlegte Bewilligungen nur Bettler. Mit solchen Leuten ist dem Staate und den Gemeinden nichts geholfen.

Besser ist noch die Familie eines Tagwerkers, welcher den Unterhalt von dem Bauer, der ihn heurathen ließ, erhält. Der Tagwerker hat um das, was sein Unterhalt kostet, vorhin durch seine Arbeit die Production des Bauerguts vermehret, und dadurch hat sich die Bevölkerung ohne Schaden des Publikums vergrößert. Schlechte Gründe, welche sich nicht durch ihre Quantität zum Unterhalt einer Familie qualificiren, taugen besser zum Holzwachs, oder als Nebennutzung zu einem andern Gute. Selbst auf einem guten Boden kann sich eine Familie, wenn der Raum zu eng ist, nicht ernähren. Anstatt so kleine nahrungslose Güter zu vermehren, sollte man die bereits vorhandenen lieber vereinigen.

Oft unterstützet ein Grund den andern, zum Beispiel das Bruchland (natürliche gute Wiesen) das Höheland, oder das in Anhöhen liegende schwere Ackerfeld. Auf diesem ist die Fütterung durch den künstlichen Anbau hart, und nur mit großen Unkosten zu gewinnen, und auf den

guten Wiesen ist der tiefen, feuchten Lage halber der Getreidbau nicht so vortheilhaft wie der Graswuchs: Es wäre daher selbst für den Staat schädlich, wenn solche Güter, welche sich einander so mächtig unterstützen, getrennt würden. Jedes solche Land ist für sich weit weniger werth, als wenn sie miteinander verbunden sind.

Obmann. Ein großer Bauer hat bei seiner Wirthschaft viele Vortheile, die ein Söldner nicht haben kann. Ein Bauer kann mit 8 Pferden mehr thun, als 6 Söldner, welche nicht mehr Gründe als der Bauer haben, mit 12 Pferden leisten können. Ein Bauer kann die Geschäfte mit wenigern Geräthschaften und Arbeiten besser als die Söldner verrichten. Nur der Bauer hat Leute und Pferde genug, um die Erde aus Teichen und den Mergel auf die Aecker zu fahren und kostbare, wichtige Verbesserungen zu machen. Und die Kriegszeiten! Es war ein Glück, daß wir so viele Bauern hatten, welche die nöthige Vorspanne leisten konnten.

Bei großen Gütern braucht man weniger Bau-, Brenn- und Backholz, was gewiß von großer Wichtigkeit ist. Es hat also keinen Zweifel, daß der Bauer, welcher eine ordentliche Wirthschaft führet, in vielem Betracht besser kultiviren, und

von jedem Morgen mehr als die Söldner gewinnen kann.

Die Söldner sind freilich oft wohlhabender, und ihre Aecker besser als die der Bauern: man bedenke aber, daß die Söldner unsere Raine und kleine Grasflecken mit und wider unsern Willen benützen, bei der Auseinandersetzung der Gemeinheiten manchmal so viel als die Bauern erhalten, und verschiedene andere kleine Vortheile genießen. Man bedenke auch, daß die schweren Lasten, wie Steuern, Anlagen, Vorspannen, Quartiere und Lieferungen beinahe ganz auf den Bauern liegen. Nicht die Städter und Söldner, sondern die Bauern sind es, welche die Staatskasse füllen, ihr überflüßiges Getreid in die Schrannen und ins Ausland bringen, und das Geld, das durch den Luxus versplittert wird, wieder gewinnen. Hätten wir nur Söldner und Kleinhäusler, welche ihr Getreid selbst verzehren, und hiermit manchmal nicht ausreichen, so würden wir bald arm werden, und dadurch selbst die höhern Stände viel zu leiden haben.

Pfarrer. Die Bemerkungen welche der Wirth und Obmann gemacht haben, sind wahrlich sehr wichtig. Man sollte beinahe glauben, daß die königliche Preußische Regierung in dieser Hinsicht, wie einige Schriftsteller behaupten, einen Staats-

fehler begangen habe. Die Vogtländer, sächsischen und schlesischen Fabrikanten und Manufakturisten gewannen zwar auch fremdes Geld; aber bei den erfolgten Mißjahren wurde diese Klasse der Menschen in das schrecklichste Elend versetzet, wodurch sich der allgemeine Brodmangel auch bei den übrigen Ständen vergrößerte.

Amtm. Obige Bemerkungen des Wirths und Obmanns beweisen nicht mehr, als daß wir nebst den Söldnern auch viele Bauern haben müssen, welche mit ihrem entbehrlichen Getreide die Städter nähren, und fremdes Geld ins Land bringen: Kurz sie beweisen daß die Bevölkerung nicht der einzige Zweck des Staats sey. Die Ueberbevölkerung ist meisten Theils nur in Städten; und daselbst auch am schädlichsten und gefährlichsten. Auf dem Lande hat jedermann, der arbeiten will und kann, sein Stücklein Brod zu essen, und im Winter eine warme Stube. Wer nicht mit Pferden arbeiten kann, der gräbt mit der Spate den Boden um, wovon man an den Niederlanden ein Beispiel hat.

Söldner und Tagwerker, welche eine oder zwei Kühe haben, sammeln die dort und da stehenden Gräser, welche sonst verloren giengen. Sie jäten in den Aeckern der Bauern, das diese ihnen gern erlaubten, weil sie zu diesem nützlichen Geschäft selten Zeit haben. Wenn mit der Zeit der

Zunftzwang auf dem Lande, was sich mit Grund hoffen läßt, aufgehoben wird; so werden sich die Kleinhäusler nicht blos von ihrem kleinen Felde, das dazu nicht hinlänglich seyn mag, nähren, sondern auch allerlei Handthierungen ergreifen.

Es werden Schneider, Schuster, Maurer, Zimmerleute, Weber, Korbmacher, Hafner ꝛc. entstehen, und mit ihrem Gewerbe das ersetzen, wozu ihr kleiner Feldbau nicht hinreicht.

Wenn wir nicht viele solche Familien hätten, so würde gar bald Entvölkerung und Mangel an Arbeitern entstehen, besonders da der Staat in gegenwärtiger Zeit den Wehrstand so sehr vermehren muß.

Ich will hier eine der wichtigsten Einwendungen, welche der Wirth wider die freien Trennungen der Bauergüter gemacht hat, beantworten. Nach seiner Meinung sollte der Staat nicht bewilligen, daß eine gute, natürliche Wiese vom hochliegenden Ackerfelde getrennt werde, weil dieses dadurch vielleicht seine einzige Unterstützung verlöre. Allein es wäre der Fall wohl möglich, daß die Verbesserung, welche das Bruchland dem Höhelande gewährt, nicht so groß als der Nutzen wäre, welchen das Bruchland getrennt verschaffet. Es folgt auch daraus noch nicht, daß das

Höheland durch die Trennung vom Bruchlande ausser alle Kultur käme. Vielleicht könnte der Besitzer des Höhelandes aus der benachbarten Stadt Dünger holen, oder eine andere gute Wiese erhalten. Im schlimmsten Falle müßte er seine Kultur verändern, das ist, weniger Getreid und mehr Futterung bauen, oder sein Höheland einem Andern, der mehr Wiesenwachs hat, verkaufen. Obiges Bruchland wird ohne Zweifel der Besitzer eines andern Höhelandes kaufen, weil es dazu vorzüglich gut benützet werden kann; und dem Staate wird es gleichgiltig seyn, ob dieses oder jenes Höheland durch das Bruchland verbessert werde.

Ich sehe auch keine Ursache, warum jemand einen kleinen Grund, worauf er sich nicht nähren kann, nicht sollte kaufen können. Die Polizei wird ihm, wenn er sich nicht nähren kann, die Ehe nicht gestatten, und er dadurch gezwungen seyn, den Grund einem Andern, der ihn besser benützen kann, zu verpachten, oder zu verkaufen.

Nur die einzige Ausnahme oder Beschränkung möchte allenfalls rathsam seyn, daß man, wenn das ganze Gut zu andern großen Bauergütern verkauft werden sollte, von den getrennten Gründen so viel zurück behielte, daß sich hiervon eine eigene Familie ernähren könnte. Diese Beschränkung wird aber nur in dem Fall nöthig

seyn, wenn der großen Bauergüter zu viel im Lande sind.

Schon die Verschiedenheit des Bodens, das Vermögen oder die Armuth der Unterthanen, und ihr Fleiß und Geschicklichkeit gestatten nicht, eine gewisse Quantität der Gründe für jedes Baugut zu bestimmen. Das immer abwechselnde Verhältniß der Staaten gegeneinander, die Zeit und die Politik führen andere Bedürfnisse und Veränderungen herbei.

Die Bevölkerung kann für sich allein nicht der einzige Zweck des Staates seyn, und der Begriff von allgemeiner Glückseligkeit ist dazu zu schwankend. Wenn die geistige und physische Kultur der Menschen der höchste Zweck des Staats ist, so ist die Freiheit des Eigenthums, wie schon vor vielen Jahren ein Baier in seinen Schriften öfter, und erst jüngsthin der berühmte Dr. Krug in Leipzig behauptete, ein sicheres und nothwendiges Mittel, um dazu zu gelangen; eine Wahrheit, welche man in Süddeutschland weit eher als in Norden erkannt, und in Anwendung zu bringen getrachtet hat. Man hat sich bei uns selbst durch die Erfahrung überzeugt, daß der Ackerbau immer schlecht bestellet ist, wenn die Regierung die Vormundschaft über denselben führen, und die Freiheit des Eigenthums verhindern oder beschränken will.

Diesem zu Folge muß es der Willkühr der Individuen überlassen seyn, ob sie ihren Ackerbau vergrößern oder vermindern wollen. Eines jeden Grundbesitzers Nutzen ist mit dem des Staats innigst verbunden. Sind der großen Güter zu wenig, so werden sich Kaufslustige hervorthun, welche sich arrondiren und vergrößern: sind aber deren zu viel, so wird man sich bald bewogen finden, sie zu trennen, besonders da in diesem Falle die kleinen Güter verhältnißmäßig einen weit höhern Werth als die großen haben werden. Der Staat braucht hierbei nichts anders zu thun, als die Chikanen und das Uebermaß der Sporteln wegzuräumen.

Ueberhaupt haben alle Beschränkungen und Hindernisse die Vermuthung wider sich, daß sie verderblich seyn.

Es kann der Schwindel ein und anders Individuum ergreifen, und zur falschen Spekulation verleiten; aber das sind einzelne bald vorübergehende Fälle. Solche unbeträchtliche Uebel werden gar bald das Mittel in sich selbst finden, und die betrogenen Spekulanten zur Reformation ihrer unüberlegten Handlungen gezwungen seyn. Dagegen würden allgemeine Beschränkungen von langer Dauer seyn und gemißbrauchet werden, ja zu allgemeinen Uebeln Anlaß geben. Zur guten Kultur sind Bo-

den, Arbeit, Kapital, Verstand, Sparsamkeit und häusliche Tugend erforderlich. Diese kann der Staat den Individuen nicht geben, oder nur durch die Freiheit des Eigenthums und durch nützliche Industrie geben.

Pfarrer. Dr. Thaer und die gelehrten Oekonomen sind mit den schmalen, hohen Ackerbeeten (Pifangen) in Baiern Baireut ꝛc. nicht verstanden, und glauben, daß wir blos aus Vorurtheil und Gewohnheit bei dieser Bestellungsart bleiben. Dieser Gegenstand ist sehr wichtig, und verdient, daß wir uns heut damit beschäftigen.

Amtm. Die Gelehrten nennen unsre Art zu pflügen, die alte Bestellungsart; mir aber scheint es, daß die breiten Beete die älteste Art zu pflügen sey. Die ersten Bewohner der Erde, welche zu pflügen anfiengen, haben ohne Zweifel solche breite Beete gemacht, weil sie viel leichter zu machen sind, und weit weniger Mühe, Aufmerksamkeit, Kunst und Verstand erfordern.

In den Ländern, wo der Ackerbau noch in seiner Kindheit ist, pflegt man breite Beete zu machen: dieß allein möchte schon als ein Beweis gelten, daß diese Art zu pflügen die alte, und die unsrige neuer, künstlicher und geschickter sey. Bei uns ist auch der geringste Fehler kennbar, und

der Pflüger kann denselben durch die folgenden Fährten nicht wieder gut machen, weil jeder Pifang seine bestimmte Breite hat, das ist, genau so breit ist, daß die Erde nur in dem Fall hoch aufgeworfen und gut untergepflüget wird, wenn der Pflüger weder tiefer noch seichter, weder breiter noch schmäler ackert. Bei den breiten Beeten mag man eine breite oder schmale Fahrt machen, wenn nur die Erde gut umgeleget wird: aber bei unsrer Bestellungsart muß jede Fahrt oder Wand die gehörige Breite haben, sonst bleibt für die folgenden Fährten zu wenig oder zu viel. Noch mehr Kunst gehört dazu, wenn unsere Beete durchaus etwas schmäler oder breiter als sie bisher waren, mit Beibehaltung der vier Fährten, gemacht werden sollen. Wer stärkere Pferde hat macht sich breitere Beete, weil dadurch das Pflügen mehr beschleuniget wird, und dicke starke Pferde leichter gleichen Gang nebeneinander machen. Eben das geschieht auch, wenn man mehr düngen kann, oder tiefer pflügen will, weil bei zu schmalen Beeten der Dünger nicht gut untergepflüget, oder bei tiefem Pflügen, ohne gehörige Breite, die Erde nicht gut umgewendet werden kann. In umgekehrten Fällen müssen die Pifange oder Beete durchaus schmäler werden. Bei solchen Veränderungen gehöret ein genaues Ebenmaß, Uebung und Verstand dazu, damit alle Pifange im gan-

zen Feld eine ganz gleiche Breite erhalten. Darum sucht man bei uns vorzüglich solche Knechte, welche gut zu pflügen verstehen, und man giebt ihnen auch mehr Lohn. Vernünftige Leute besichtigen das Feld eines Bauers, und urtheilen aus dem Pflügen über seinen Fleiß und Verstand, und über seine ganze Wirthschaft.

Man kann es den Herren Professoren Spittler und Meiners nicht übel nehmen, daß ihnen unser Bestellungsart, welche sie nie gesehen haben, auffallend war: wenn aber die gelehrten Oekonomen im Norden dieselbe als alt erklären, so scheint mir das ein Vorurtheil zu seyn. Hat man denn im Norden in ältern Zeiten so wie dermal bei uns gepflüget? Sie verwerfen unsere Methode, und stellen zugleich die Frage auf, worin sie bestehe, oder wie wir pflügen.

Dagegen ist uns ihre Art zu pflügen wohl bekannt, und wir haben sie auch in unserm Vaterlande stets vor Augen. Wenn wir Wiesen oder Weiden unterpflügen, so machen wir insgemein auch solche breite Beete. Diese Bestellungsart mit breiten Beeten ist auch in den Gegenden am Inn, und am Gebirge gegen Tirol und Salzburg gewöhnlich, wo aber nicht der Ackerbau, sondern die Viehzucht die Hauptsache aller Wirthschaft ist.

Es sey fern von mir, daß ich die breiten Beete blos darum verwerfe, weil diese Bestellungsart älter und leichter ist. Es ist nicht alles, was neuer, mühsamer und küstlicher ist, darum auch besser. Um hierüber unsre Meinung sagen zu können, müssen wir die Gründe, für und wider anhören und erwägen.

Pfarrer. Da ich hierüber Verschiedenes gehört und gelesen habe; so will ich die Einwendungen wider die schmalen Beete vortragen.

Erste Einwendung.

In den Furchen wird das Getreid allzeit schlechter: man soll also deren so wenig machen als möglich ist.

Wirth. Wir sehen aber in unsern Feldern, und überhaupt im schönen Unterlande gerade das Gegentheil.

Obmann. Die Aehren stehen durchaus so schön gleich, als wenn man sie mit der Scheere gestutzt, oder gleich geschnitten hätte. Es müssen also die in der Furche stehenden Halmen wenigstens eben so lang als die übrigen seyn, sonst könnten sie nicht gleich hoch stehen.

Pfarrer. Man sieht aber doch auch bei uns zu Zeiten einen Acker, wo das Getreid wellenförmig steht, und in den Furchen kürzer und dünner ist.

Wirth. Dieß ist nur eine seltene Ausnahme. Ein solcher Acker gehöret gewiß einem Bauer, welcher schlecht gepflüget oder geegget, ungleich gesäet oder den Dünger nicht gleich ausgebreitet und untergepflüget hat. Wo solche Fehler gemacht werden, ist das Getreid überall, auf breiten und schmalen Beeten, ungleich. Sieht man nicht auch öfter auf breiten Beeten ungleiches schlechtes Getreid?

Wir sehen ja auch Aecker, wo das Getreid auf den Rainen oder Höhen der Pifange schlechter als in den Furchen ist. Die Schuld liegt nicht in den Höhen und Furchen, sondern in der schlechten Bauart.

Pfarrer. Ich habe in den Gegenden am Inn, und auch mitten im Lande Felder gesehen, wo das Getreid, auch der fleißigen und geschickten Bauern, in den Furchen allzeit schlechter als auf den Rainen oder Pifangen ist.

Wirth. Ich habe deren selbst einige gesehen: aber da waren nicht schmale, sondern breite Beete.

Pfarrer. Diese Furchen beweisen nichts desto weniger, daß in denselben das Getreid schlechter wachse.

Amtm. Sie beweisen nur, daß das Getreid in Furchen bei breiten Beeten auf schweren, ebenen Thonböden schlecht

wachse; und sie beweisen nichts gegen unsere schmalen Beete, denen die Erfahrung und der Augenschein das Wort sprechen.

Damit wir uns besser verstehen, müssen wir zuvor den Begriff von breiten und schmalen Beeten genau bestimmen. Zu jenen rechnen Dr. Thaer und andere vorzüglich die Aecker, wo durch den Pflug eine Wand an die andere in gleicher Lage ohne Furche angeleget wird. In einigen Orten bedient man sich des Pfluges mit doppeltem Streichbrette, damit man nicht vor einer Seite zur andern weit umher zu ziehen brauchet. Zu der Bestellungsart mit breiten Beeten wollen wir auch die rechnen, wobei man, nachdem man auf einer Seite eine Fahrt gemacht hat, mit dem leeren Pfluge einige Schritte queer zieht, und auf der andern Seite wieder eine Fahrt thut, und so fort fährt, bis der durch diese zwei Fährten eingeschlossene Theil des Ackers ganz untergepflügt ist. Dadurch entsteht in der Mitte desselben durch die zwei an beide Seiten gelegten Wände eine beträchtliche Furche, wo das Getreid schlecht wächst. In einigen Orten macht man auch breite Pifange von 8, 10 oder 12 Fährten, welche in der Mitte am höchsten, und gegen 2 Furchen abhängig, oder allmählig niedriger werden. Diese Bestellungsarten, bei welchen die Furche immer auf der alten Stelle bleibt, sind von der unsrigen ganz verschie-

den, und gehören ebenfalls zu der mit breiten Beeten. Wir brauchen sie also nicht zu vertheidigen: doch will ich die Gründe anführen, warum man sie noch in einigen Orten beibehält.

Man trifft sie in Baiern nur auf schwerem, thonigten und ebenen Boden an, wo das Wasser wegen der festen Unterlage nicht durchdringen, und des ebenen Bodens halber nicht ablaufen kann. Die Furchen dienen eigentlich als Wasserbehälter, wodurch die Pifange trockener bleiben. Man giebt die Furchen zum voraus für verloren, und ackert sie bei der Saatzeit mit einem leichten Pflug und einem Pferde aus, damit die wenige gute Erde, welche sich darin befinden mag, auf den Pifang gebracht und die Furche vertiefet werde, und folglich mehr Wasser halten könne. Ein Bauer in einer solchen Gegend machte mit unsrer Bestellungsart einen Versuch, welcher aber, wie ich selbst sah, unglücklich ausfiel. Während seine Nachbarn und er selbst auf seinem übrigen Felde nur in den Furchen nichts ärnten, versauerte die Hälfte des Ackers, auf welchem er den Versuch gemacht hatte.

Bei unsrer Bestellungsart macht man in jedem Pifange oder Beete 4 oder 6 Fährten, je nachdem man tief oder seicht pflügen will, und starke oder schwache

Pferde hat. Die Furchen werden bei jedem Pflügen der Rain oder die Höhe des Pifangs, und diese umgekehrt bei dem folgenden Pflügen wieder die Furchen. Die Furche wird nicht untergepflügt, sondern von beiden Seiten die gespaltene Erde oder Wand mit dem Pflug in dieselbe geworfen.

Dieß heißt man Anrainen. Das Pflügen in der Mitte oder der Höhe des Pifangs, wo die neue Furche gemacht wird, wird Ausackern genannt.

Die in der Furche gewachsenen und stehen bleibenden Unkräuter und Wurzeln werden mit denen, welche in den zwei aufgeworfenen Wänden sind, bedeckt, und befördern die Gährung. Unsere Furchen erhalten wenigstens eben so viel Modererde als die höhern Raine, und sind auch locker genug, weil sie vorhin wenigstens zweimal hoch aufgeackert, und vorzüglich mehr der Sonne und Luft ausgesetzt, auch wohl geegget worden sind. Die Eggen gehen bei uns nicht in gerader Linie, sondern schief. Der Mann, welcher sie leitet, geht nicht auf dem Rain, sondern in der Furche, und zieht dahin den hintern Theil der Egge, wodurch viele gute Erde in die Furche gebracht wird. Da die Zähne der Eggen in gerader Linie stehen, so hat diese Art zu eggen auch sonst großen Vortheil, weil die schief gezogene Egge mit den Zähnen bei-

nahe die ganze Oberfläche des Beetes berührt und locker macht, was nicht geschehen würde, wenn die Egge mit den in gerader Linie stehenden Zähnen gerade fortgienge, weil solchen Falls immer ein Zahn dem andern folgt.

Wir haben bei unsern vielen Furchen nicht die Absicht, daß das Wasser in denselben stehen bleibe; sondern daß es allmählig, und überall in geringer Quantität abfließe, ohne die Erde wegzuspülen. Da auf solche Art alles überflüßige Wasser weggeleitet wird, so werden unsere Aecker eher trocken, als auf den breiten Beeten, auf welchen alles Regen- und Schneewasser sitzen bleibt. Dieser Vortheil ist besonders auf unserm schweren, fetten Boden von der größten Wichtigkeit.

Dadurch hoffe ich klar gezeigt zu haben, warum bei uns und überall auf gutem Boden, wo gut gepflüget, geegget und gesäet wird, in den Furchen wie auf den Pifangen das Getreid gleich hoch und schön wächst, dagegen dasselbe in andern Orten auf breiten Beeten, wo die Furche immer auf derselben Stelle bleibt, wegen Näße und der wenigen Modererde insgemein kürzer, dünner und schlechter ist.

Wirth. Wir haben hier wieder ein Beispiel, daß auch die Gelehrten von Vorurtheilen nicht frei sind, und manchmal

tadeln, was sie nicht kennen. Sie fragen, wie wir unsere schmalen Beete machen: da sie das noch nicht wissen, so hätten sie darüber nicht absprechen, und unsre Bestellungsart zum voraus verwerfen sollen.

Pfarrer. Ich bin mit obiger Erklärung ganz zufrieden. Sie ist zugleich die Antwort auf die Frage des Dr. Thaer, wie unsere Bestellungsart mit schmalen Beeten entstanden sey, und wie dieselbe sich bisher erhalten habe.

Amtm. Ohne Zweifel hat ein verständiger Ackersmann über die beste Art, die Aecker zu bestellen, nachgedacht, und die unsrige wenigstens auf gutem Boden für die beste befunden. Der Augenschein fiel für dieselbe vortheilhaft aus, und dieser ist das kräftigste Mittel, die Landleute zur Nachahmung zu bewegen.

Pfarrer. In der Hauptsache sind wir schon einig. Nun folget die

Zweite Einwendung.

Die Bestellungsart mit schmalen Beeten ist, Zeitversplitterung, mühsamer und langsamer für Menschen und Vieh als die breiten Beete.

Wirth. Wenn wir Neubrüche machen, das ist, Wiesen zu Aeckern unterpflügen, so werden anfangs auch bei uns breite

Beete gemacht. Diese Arbeit ist für meine Dienstbothen, und vermuthlich auch für die Pferde beschwerlicher als unser gewöhnliches Pflügen. Ich sehe also keinen Grund, warum unsre Bestellungsart mühsamer seyn sollte.

Amtm. Es kömmt hiebei blos auf Uebung, Gewohnheiten und Ackergeräthe an. Diese sind zu breiten Beeten bei uns insgemein schlechter und untauglicher, weil wir sie selten, und allenfalls nur zu Neubrüchen brauchen: die Arbeit wird dadurch beschwerlich und geht langsam von Statten. Kommen unsere Dienstbothen in Gegenden, wo breite Beete gewöhnlich sind, so lernen sie diese ungewöhnte Arbeit doch bald. Aber die fremden Knechte, welche zu uns kommen, begreifen unsere Bestellungsart, welche etwas künstlicher ist, und mehr Aufmerksamkeit fordert, insgemein lange nicht.

Obige Einwendung hat gewiß keinen Grund. Wir pflügen die Furchen nicht auf, sondern decken sie nur mit der Erde zu. Daraus erhellet klar, daß unsre Bestellungsart nicht langsamer, sondern schneller seyn müsse; was in Gegenden, wo starker Feldbau getrieben wird, sehr wichtig ist. Es kömmt besonders auf schwerem Boden, viel darauf an, daß die Aecker zu

gehöriger Zeit und bei guter Witterung, folglich schnell gepflüget werden.

Pfarrer. Ich mache nun die

Dritte Einwendung.

Eben darum, weil wir die Furchen nicht aufpflügen, sondern blos mit Erde bedecken, wird der Acker nicht gleich locker, und wir pflügen nicht vier- oder fünfmal, sondern eigentlich nur zwei- oder dreimal.

Amtm. Man kann aber auch nicht widersprechen, daß unsre Bestellungsart so geschickt und vortrefflich ist, daß sie das in den Furchen versäumte Pflügen ersetzt, und auch noch besondere Vortheile gewährt. Die Wand, welche in die Furche gelegt wird, liegt sehr locker, und die dadurch umgestürzten Gräser und Wurzeln liegen auf denen der Furche, und werden dadurch, daß auf dieser Stelle der Rain, oder der hohe Mittelpunkt des Pifangs gemacht wird, völlig und hoch mit Erde bedeckt.

Die locker aufeinander liegenden Gräser der Wand und der Furche kommen dadurch in eine bessere Gährung und Fäulung: dagegen bei den breiten Beeten, wo nur eine Wand an der andern liegt, die Gräser bald wieder Luft erhalten, und von Neuem zu wachsen anfangen. In der neuen Furche, welche hoch mit Erde bedecket war, erstickte ohnehin schon alles

Unkraut, das sich so leicht nicht wieder ansetzt, weil sie tief ausgeackert wird.

Bei unsrer Bestellungsart giebt es immer abwechselnde Höhen und Tiefen, wodurch das Unkraut mehr vertilget, und die Erde lockerer gemacht wird. Wir können uns hier wieder auf die Erfahrung berufen, und fragen: wo denn das Getreid reiner und schöner als auf unsern schmalen Beeten sey?

Es ist auch die Oberfläche unserer Aecker wegen der vielen Höhen und Tiefen weit größer, und Sonne, Regen, Thau, Frost und Atmosphäre haben bei uns weit mehr Berührungspunkte, und einwirkende Kraft, wodurch unser Boden mehr mit fruchtbaren Theilen geschwängert wird als bei breiten Beeten, wo die Erde gleich hoch und nahe aneinander liegt, und, weil das Wasser nicht ablaufen kann, manchmal auch zu naß ist.

Wenn jemand eine unfruchtbare Erde hoch aufschlägt, und einige Zeit liegen läßt; so wird sie dadurch in etwas fruchtbarer. Warum soll das nicht auch bei unsern Pifangen geschehen, welche durch die vierfachen Erhebungen und Vertiefungen, und durch öfters Eggen zur atmosphärischen Beschwängerung immer vorbereitet werden? Es wird bei uns auch der Dünger wenig-

stens in den Furchen besser untergeflügt, und zur Gährung und Faulung gebracht.

Unsre Bestellungsart ist so vortheilhaft, daß wir, wenn wir auch könnten, nicht öfter als viermal zu pflügen brauchen. Die Gräser werden bei uns, da sie noch kaum gekeimt haben, von den Schaafen abgebissen, und können keinen Saamen machen. Nur auf den Aeckern, auf welche kein Weidvieh kömmt, ist es rathsam fünfmal zu pflügen.

Es bringt keinen Nutzen, wenn man zu oft pflüget. Das Unkraut muß faulen, und die Erde in die gehörige Gährung kommen, ehe sie vom Pfluge wieder aufgeworfen wird. Erst alsdann, wenn sich das Unkraut wieder häufig zeiget, ist es Zeit, auf das Pflügen bedacht zu seyn; und auch in diesem Falle ist es wenigstens auf schwerem Boden rathsam, die taugliche Witterung abzuwarten. Wir pflügen also oft genug, und so oft als es nützlich ist.

Wir haben noch einen weit wichtigern Vortheil bei unsrer Bestellungsart. Baiern besteht meisten Theils aus Anhöhen und kleinen Thälern. Darum sind unsre Felder beinahe überall abhängig, oder niedrig, und das von den Bergen absinkende Wasser verbreitet sich in den Tiefen. Dieses Wasser und die häufigen Quellen fließen in kleinen Bächen in die großen

Flüße, wodurch die gute Erde aus den Aeckern häufig fortgerissen und verschwemmet wird. Der dadurch entstehende Schaden ist unermeßlich, und kann nur durch diese Bestellungsart, und durch Anlegung der Teiche vermindert oder verhütet werden.

Ein Theil des Ackerbodens besteht bei uns aus Furchen, in denen das Wasser wegläuft. Auch bei den schweresten Regengewittern entsteht bei uns dadurch kein beträchtlicher Schaden, weil die Furchen so häufig sind, und sich das Wasser nirgends anschwellen kann. Es ist offenbar, daß bei breiten Beeten, an welchen keine oder nur wenige Furchen sind, die gute Erde bei starkem Regen von den Anhöhen weggeschwemmt und in die Flüße gerissen werden müßte, wodurch ein unersetzlicher Schaden entstehen würde.

Der Nutzen unserer Furchen zeiget sich auch sonderbar im Frühlinge, da der Schnee bei Tag schmilzt, und das aufgethaute Wasser in der Nacht wieder gefriert, wodurch die mit Eisdecken überzogenen Saaten äußerst leiden, und manchmal gar zu Grund gehen würden. Bei uns fließt das aufgethaute Wasser in den Furchen immer ab, und es kann dadurch kein Schaden geschehen.

Amtm. Es ist unglaublich, wie viel gute Erde aus den auf Anhöhen lie-

genden Aeckern das ganze Jahr hindurch weggeschwemmt wird. Ich vermuthe, daß unsere hochliegenden Felder seit der Zeit, da sie in Kultur sind, durchaus wenigstens um 6 Schuhe niedriger geworden. Die Raine, wodurch die Aecker der Nachbarn geschieden werden, stehen in unserm Felde manchmal um 6 und 7 Schuhe höher als die nebenliegenden Aecker, welche blos durch das Wegschwemmen der Erde so niedrig geworden sind. Seitdem die Kultur empor stieg, sind diese sogenannten Hochraine, welche Schneedruck und allerlei Schaden verursachten, beinahe überall weggeschafft worden. Allein alte Männer, welche ich darauf aufmerksam machte, erinnern sich derselben noch wohl. Ich habe noch andere Beweise von der ungeheuern Quantität der Erde, welche allmählich durch das Wasser aus hochliegenden Aeckern weggespühlt wird.

Ich ließ einst drei Teiche (Weiher) in der tiefesten Lage des Feldes, wo das Wasser aus der Nachbarschaft zusammenfließt, anlegen. Alle drei sind höchstens 1 ½ Morgen groß. Es war mir nicht um Fische, sondern um die gute Erde zu thun, welche weggeschwemmt wurde. Nach 22 Jahren legte ich den ersten Teich trocken, und erhielt über 2600 Schlitten voll der besten Erde, welche ich auf die Aecker fahren ließ. Ungeachtet in den zweiten und

dritten Teich aus dem Felde wenig Wasser, sondern nur aus dem ersten dahin fällt, habe ich heuer doch aus dem dritten Teiche auch nach 22 Jahren 1000 Schlitten voll erhalten, woraus nothwendig folget, daß selbst das aus dem ersten und zweiten Teiche abfließende Wasser noch viele gute Erde abgesetzt habe.

Pfarrer. Unsere Felder werden also immer niedriger, wie die hohen Gebirge. Wahrlich, das sind wichtige, nicht blos für den Oekonomen wichtige Bemerkungen.

Amtm. Da die Felder in Baiern meistentheils aus kleinen Anhöhen und Thälern bestehen, so sollte nach meiner Meinung in jedem Felde wenigstens ein oder zwei kleine Teiche seyn.

Wirth. Allein das kostet Geld.

Amtm. Die Unkosten sind eben nicht gar groß. Man leget die Weiher in den Tiefen an, wo insgemein Mergel- oder Moorerde ist, wodurch die Felder, besonders wenn sie aus schwerem Boden bestehen, gar sehr verbessert werden. Schon dadurch werden die Unkosten reichlich ersetzet. Die Fische geben doch auch eine Einnahme: nur muß man die rechte Gattung wählen. Die Karpfen taugen nicht in den Moorgrund und Kalkmergel, besonders wenn viele kalte Quellen einfließen.

Wirth. Bei jedem Teiche muß ein Damm gemacht, und dieser mit Holz (einem Beschlächt) versichert werden. Selbst an den Seiten sind solche Hölzer nothwendig, damit die Erde nicht immer abfalle. Der obere Theil solcher hölzernen Wände, welcher nicht im Wasser steht, pflegt insgemein bald zu verfaulen.

Amtm. Ich glaubte es Anfangs auch, und machte mir daher viele unnöthige Kosten. Dieß gehöret zu den vielen andern Thorheiten, welche ich bei meiner Oekonomie aus Unerfahrenheit und Uebereilung begangen habe. Hintennach habe ich die Sache besser überdacht, und ich brauche nun kein anderes Holz, als eine Tanne oder Förche zur Rinne, wodurch das Wasser wegläuft, wenn man den Teich trocken legen und die gesammelte Erde ausfahren will. Der Damm und die Seiten der Teiche werden schräg abgestochen, oder angelegt, damit die Erde nicht einsinke. Nur muß darum der Damm unten etwas breiter werden, und die Rinne länger seyn.

Wirth. Allein das über den Damm laufende Wasser spühlt die Erde weg, wenn nicht alles wohl von Holz gemacht ist.

Amtm. Nach meiner Meinung soll das Wasser nicht über den Damm, sondern obenher an der Seite des Teiches aus- und

in einer kleinen Vertiefung neben dem Damm vorbeilaufen. Das Wasser reißt nur in dem Fall den Damm weg, wenn es ein hohes Gefäll hat, und schnell läuft. In der kleinen Vertiefung, wo das Wasser seitwärts läuft, wächst gutes Gras, und der Grund versäuert nicht.

Wirth. Wenn der Teich Quellen hat, und folglich das Wasser immer abläuft, so muß dieser Grund versäuern, oder es kann da wenigstens kein gutes Gras wachsen. Indessen gestehe ich gern selbst, daß dieser Schade auf einem so kleinen Flecke unbedeutend sey.

Amtm. Das Wasser läuft bei mir nicht immer seitwärts; sondern nur in dem Fall, wenn ein starkes Regenwetter ist. Das gewöhnliche Wasser läuft durch den Teichzapfen, (Topf, Stander) welcher stark ausgebohrt und um einige Zolle niedriger ist, als das an der Seite des Teiches angebrachte Wasserbeet. Durch diesen Zapfen fällt das Wasser in die Teichrinne, welche unter dem Damm liegt, und von da in den tiefer liegenden andern Teich, oder in einen Graben. Damit das Zapfenloch durch Laub oder Holz nicht verstopfet werde, wird dasselbe mit starkem Eisendraht verwahrt.

Wirth. Ich gieng oft bei diesen Teichen vorbei, ohne auf diese guten Anstalten zu merken.

Obmann. Das habe ich schon lange bemerkt, und die Menge der guten Erde bewundert, welche der Amtmann auf seine Aecker fahren läßt. Wir Bauern machen freilich in der tiefesten Lage unserer Aecker Gruben (Kothfänge), in welchen wir einige Erde auffangen: aber bei starkem Regen überlaufen sie, und die bessere Erde kömmt in die Teiche des Amtmanns; die wir ihm aber gern gönnen, weil sie sonst in die Isar fortgerissen würde.

Amtm. Es freut mich, daß doch wenigstens einige Nachbarn kleine Teiche angelegt haben. Die Kothfänge sind sehr nützlich; aber man kann damit bei weitem nicht alle gute Erde retten. Eben die Erde, welche das Wasser am weitesten fortspühlt, ist die beste. Ich ward einst von einem außerordentlich starken Regen überfallen, und rettete mich, so gut ich konnte, unter einen Baum. Ich sah wie der nah gelegene Acker sich allmählich in Bewegung setzte, und schwankte. Das war ein schrecklicher Anblick. Die ganze Ackerkrume, so tief sie unter dem Pflug gehalten wurde, erhob sich, und in einem Augenblicke war sie ganz weggerissen. Dadurch giengen wenigstens 500 Fuder Erde

verloren, und der gebliebene schwere Thonboden war in vielen Orten einer geschlagener Dreschtenne ähnlich.

Wäre in einiger Vertiefung ein Teich gewesen, so hätte sich daselbst wenigstens der größere Theil der Erde gesammelt. Das Unglück war hauptsächlich darum so groß, weil das von den höhern Aeckern abfließende Wasser durch Gräben nicht abgeleitet wurde, sondern in den genannten Acker fiel.

Ueberhaupt ist die Kultur auf Anhöhen und Tiefen weit beschwerlicher und gefahrfoller, als auf ebenem Lande. Zu jener ist auch weit mehr Verstand, Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit erforderlich. Versieht man es in einem Punkte, so werden dadurch die übrigen guten Anstalten vergeblich.

Bauer. Wir Bauern sehen in unserer Gegend wohl ein, daß bei jedem abhängigen Acker in der tiefesten Lage desselben eine Grube (Kothfang) nöthig sey.

Es ist eine schöne Sache, wenn wir im Sommer oder Herbst die gute abgespühlte Erde mit unsern Schnellkarren bergan fahren. Da aber die Kothfänge allein nicht hinlänglich, und in vielen Orten keine Teiche vorhanden sind, so werden aus schönen weitschichtigen Feldern jähr-

lich viele tausend Fuder Erde in die Flüße gerissen. Die Armuth ist Ursache, daß viele nützliche Vorkehrungen unterbleiben. Die Unkosten, welche auf das Graben der Teiche erforderlich sind, werden durch den nach einigen Jahren erfolgenden Gewinn reichlich ersetzt: allein es gehört doch immer ein kleines Kapital dazu, besonders da man zu dieser Arbeit auch mit guten, wohl genährten Pferden, und mit mehr Dienstbothen versehen seyn soll. Der arme Bauer kann im Winter keinen Haber füttern, was zum Erdefahren nothwendig ist; sondern muß froh seyn, wenn seine müßig stehenden Pferde das Leben erhalten, und hat kaum so viel Dienstbothen, daß er das, was höchst nothwendig ist, verrichten kann.

Pfarrer. Glücklicher Weise giebt es nicht viel so armer Bauern, und ich hoffe, daß es derer mit der Zeit immer weniger geben werde. Der Arme muß im Kleinen anfangen, und die Vollendung des Unternehmens manchmal seinem Nachfolger überlassen.

Wirth. Es giebt ja Verbesserungen, welche nur eine geringe Mühe und keine Unkosten erfordern. So ist es zum Beispiel ungeschickt, mühsam und schädlich, wenn man auf den Anhöhen nicht queer, sondern bergauf und bergab pflüget, oder

wenn die queer gezogenen Pifange in gerader Linie und durchaus in gleicher Höhe stehen, folglich das Wasser entweder zu schnell, oder gar nicht abläuft. Hierüber hat uns der Herr Amtmann durch Beispiele den besten Unterricht gegeben, und gezeigt, wie man das Wasser ohne Schaden aus den Aeckern leiten soll.

Amtm. Es ist für Menschen und Pferde weit beschwerlicher, wenn man bergauf und bergab pflüget. Es wird auch, besonders wenn der Acker lang ist, auf solche Art viel gute Erde abgespühlet. Wird sie auch nicht ganz aus dem Acker fortgerissen, so bildet sie auf dem untern Theil desselben eine kleine Anhöhe; und da das Wasser solchen Falls nicht ablaufen kann, so wird dadurch das Getreid ausgesäuert. Auf schmalen Aeckern kann man freilich nicht quer pflügen; aber man kann manchmal mit Nachbarn Aecker tauschen und dadurch aus den schmalen Aeckern sogenannte Breiten machen. In Orten, wo die Obrigkeiten diesen Tausch begünstigen, sind schon die Menge solcher Tausche zum größten Nutzen des Staats und der Unterthanen geschehen.

Wenn das nicht möglich ist, und folglich bergauf und bergab gepflügt werden muß; so soll man doch wenigstens auf einer Seite des Ackers in der Hälfte des Rains,

welche ohnehin zum Acker gehöret, einen kleinen Graben machen, und in denselben das Wasser durch schräglaufende Wasserfurchen leiten. Wäre der Rain zu schmal, so sollte man lieber die Hälfte des äußersten Pifangs zu einem solchen Wasserfall aufopfern. Durch diesen geringen und unbedeutenden Verlust wird ein großer Schaden, den das im Acker fortlaufende Wasser verursachen würde, verhütet. Am Ende dieses Grabens ist eine Grube nöthig, in welcher sich die abgespühlte Erde sammelt. Wenn der untere Theil des Ackers durch die abgerissene Erde schon zu hoch geworden ist, so versteht es sich von selbst, daß dieselbe mit Schnellkarren bergan gefahren werden müsse, damit das Wasser nirgend stehen bleibe. Jeder Landwirth soll nach starkem Regen sein Ackerfeld besichtigen; und er wird leicht die Plätze bemerken, wo dem stehenden Wasser Abfluß verschafft und künftig vorgebeugt werden muß.

Auf Anhöhen ist es immer am Besten queer zu pflügen. Die Arbeit ist nicht so mühsam, und es kann bei einem mäßigen Regen keine Erde abgerissen werden. Ist aber der Regen sehr stark, und das Wasser kann sich in den Furchen nicht mehr halten, so bricht es queer über die Pifange, und der Schaden ist manchmal

größer, als wenn bergauf und bergab gepflügt wird.

Das Wasser spühlt nicht nur die Erde ab, sondern reißt manchmal auch tiefe Löcher im Acker aus. Wenn man tief ackert und folglich auch tiefe Furchen macht, so geschieht dieses Unglück, der vielen Furchen halber, in schmalen Beeten sehr selten. Indessen bringt schon das einen Schaden, daß solchen Falls ein großer Theil des Ackers lange Zeit unter dem Wasser steht, oder naß bleibt.

Obmann. Das habe ich zu meinem großen Schaden erfahren. Da ich es aber seit einiger Zeit so wie der Herr Amtmann mache, so sind meine Aecker geborgen.

Wirth. Wenn das Wasser von einem höher liegenden Acker in den untern fällt, so ist es nicht zu vermeiden, daß es in diesem, bei einem starken Regen, nicht überfalle und die Pifange durchbreche. Darum muß man zwischen den beiden Aeckern einen Graben ziehen, und das Wasser an der Seite ganz ableiten.

Obmann. Dieser Graben ist nützlich und nothwendig, und ein fleißiger Landwirth wird denselben zu machen nicht unterlassen. Deßungeachtet weiß man aus Erfahrung, daß das Wasser, wenn auch

keines vom obern Acker kömmt, die Pisange bei einem sehr starken Regen durchbricht.

Pfarrer. Wie machen Sie es Herr Amtmann, um diesen Schaden zu verhüten?

Amtm. Ich pflüge queer, aber nicht in gleicher Linie oder Höhe. In der Mitte des Ackers sind die Pisange erhoben, und an beiden Seiten etwas abhängig. Das Wasser bleibt auf solche Art nie in den Pisangen stehen. Da der Abhang der Furchen von der Mitte des Ackers bis zu den beiden Enden gering ist, so läuft es langsam, und ohne die Erde wegzuspühlen, in die an beiden Seiten angebrachten Wasserfälle, und kann der schmalen Beete und vielen Furchen halber, keinen Schaden verursachen.

Diese Wasserfälle müssen etwas tiefer als der Acker liegen, und aus Rasen oder Grasnarbe bestehen, damit sie das ablaufende Wasser nicht ausspühlen kann.

Wenn sie Anfangs nicht die gehörige Tiefe haben, um das aus dem Acker abfließende Wasser aufnehmen zu können; so müssen sie ausgegraben werden. Sie werden sich alsdann, wenn der Abfall nicht zu gäh ist, bald mit einer Grasnarbe bedecken. Wäre er aber gäh, und zu befürch-

ten, daß das Wasser Löcher ausreiße; so muß man den Wasserfall mit abgestochenen, fest aneinander liegenden Rasen belegen. Dieß darf nicht in der Brache geschehen, weil solchen Falls das Vieh die Rasen zertreten oder verwüsten würde. Wenn der Abfall gar zu gäh ist, so hebt, wie ich selbst erfahren habe, das schnell laufende Wasser die eingelegten Rasen weg.

Um das zu verhüten, müssen die Rasen zum Theil von den oberhalb liegenden bedecket werden, beiläufig so, wie die Platten oder Taschen auf den Ziegeldächern liegen. Auf diese Art kann sich das Wasser nicht zwischen den Rasen stemmen, sondern läuft ohne Schaden ab. In den Wäldern und Försten giebt es öde, grasige Plätze, wo der Holzsame nicht mehr keimen kann, und es bringt Nutzen, wenn daselbst der Rasen abgestochen wird.

Nach vielen Jahren kann der Wasserfall durch die sitzenbleibende Erde die gehörige Tiefe verlieren, und muß also neuerdings ausgestochen werden. Wenn das zur Zeit geschieht, da das Getreid schon eine Spanne hoch gewachsen ist, folglich kein oder sehr wenig Wasser in den Furchen läuft, so bedecket sich der ausgegrabene Wasserfall bis zur Aernte mit einer

neuen Grasnarbe, und braucht nicht wieder mit Rasen ausgelegt zu werden.

Manchmal hat ein Acker in der Mitte oder sonst wo eine Tiefe, aus welcher das Wasser nicht an die Seiten hin abgeleitet werden kann. Solchen Falls müssen die queer und abhängig gezogenen Pifange da, wo die Tiefe ist, am Meisten erhoben seyn, oder höher stehen, damit das Wasser auslaufe. Noch besser ist es, daß man diese Tiefe mit neuer Erde ausfülle. Ist aber die Vertiefung zu groß, und die Ausfüllung zu kostbar, so soll man bei dieser Tiefe anfangen, einen Graben oder Wasserfall queer durch die Pifange bis zum untersten Theil des Ackers machen, und denselben so, wie ich oben bemerkte, mit Rasen belegen. Werden von beiden Seiten die Pifange etwas abhängig in diesen neuen Wasserfall gezogen, so läuft das Wasser aus diesen sowohl, als aus der bemeldten Tiefe ab.

Im Pflügen ist dieser neue Wasserfall nicht hinderlich. Man hebt da den Pflug aus, damit die Grasnarbe nicht untergepflügt werde, und ackert jenseits des Wasserfalles wieder weiter. Es muß aber die Erde, welche bei dem Pflügen im Wasserfalle liegen bleibt, fleißig in den Acker geworfen werden, damit dem Wasserfalle seine gehörige Tiefe bleibe.

Der kleine Strich Erde, welcher zu den Wasserfällen nöthig ist, darf den Landwirth ihres großen Nutzens wegen, nicht gereuen, besonders da in denselben sehr gutes Gras zu wachsen pflegt. Es ist schwer auf Höhelåndern oder bergigten Feldern, welche durch vorgångiges schlechtes Pflügen und andere Vernachlåßigungen zu Grund gerichtet worden sind, wieder gute Ordnung und Kultur herzustellen. Wenn aber das nicht geschieht, so werden die Tiefen in den Aeckern, und die Beschädigungen immer größer. Gienge die übrige Wirthschaft auch noch so gut, so müßte man zuletzt doch zu Grund gehen, wenn die gute Erde immer vom Wasser abgerissen würde.

Wenn der Acker nicht breit ist, so ist es eben nicht nothwendig, an beiden Seiten Wasserfälle zu haben. Solchen Falls mögen die Pifange an einer Seite am Höchsten stehen, und an der andern etwas abhångig seyn, und nur Einen Wasserfall haben.

Pfarrer. Ich habe viele ökonomische Schriften gelesen; aber das was ich heut hörte, ist mir ganz neu und wichtig. Viele Schriftsteller empfehlen, daß man nicht blos nach der Långe, sondern abwechselnd auch queer pflügen soll, um die Erde lockerer zu machen. Dieß wird auf

unserm bergigten Boden vermuthlich auch nicht rathsam seyn.

Amtm. Keineswegs, die gute Erde würde dadurch abgerissen werden. Auch wäre das Ackern auf solche Art gar zu beschwerlich, wenn wir unsere schmalen Pifange beibehalten wollten.

Auf ebenem Lande wäre das kreutzweise Pflügen leichter einzuführen: da aber daselbst meisten Theils mooriger oder sandiger Boden ist, welcher ohnehin Lockerheit genug hat, so halte ich diese Veränderung nicht für nützlich, besonders wenn man darum auch die schmalen Beeten aufgeben wollte, wodurch das Unkraut mehr vertilget, und der größern Oberfläche halber auch die Fruchtbarkeit befördert wird.

Pfarrer. Was halten Sie von unsern Pflügen? Ist diese Art der Pflüge die beste?

Amtm. Hier führen sie mich auf einen Gegenstand, wobei ich es für Pflicht halte, meine Unwissenheit zu gestehen. Es wäre lächerlich und thöricht, wenn wir unsere Pflüge ohne die andern Arten gesehen zu haben, für die besten erklärten. In andern Ländern giebt man sich viele Mühe, und verwendet große Unkosten, um neue Ackergeräthe zu erfinden, oder die Englischen einzuführen. Vernünf-

tiger Weise muß man vermuthen, daß sich darunter einige sehr nützliche befinden. Es giebt nur in Baiern gewiß 20 Arten von Pflügen, und sie sind selbst alsdann verschieden, wenn der Boden, die Lage und das Klima gleich sind. Dieß ist ein offenbarer Beweis, daß der gewöhnliche Pflug nicht überall der beste sey. Um über neue Ackergeräthe urtheilen zu können, muß man damit Versuche machen, und wenn wir dieselben aus Mangel der Uebung nicht wohl zu gebrauchen wissen, so folgt daraus noch nicht, daß sie nichts taugen.

II. Abtheilung.

Pfarrer. Wir haben schon viel über die Erde, welche aus Gräben und Teichen in die Aecker gefahren wird, gesprochen: aber ich vergaß, Herr Ammtmann, Sie zu fragen, ob man nicht diese Erde in hohe Häufen zusammen führen, und einige Zeit liegen lassen solle, oder ob man sie nicht ohne Weiters auf die Aecker bringen dürfe?

Amtmann. Ich habe seit 35 Jahren einige tausend Fuder im Winter und Sommer auf die Aecker gefahren, ohne sie vorher in Haufen zusammen zu legen. Praktische Landwirthe machen sich nicht gern beschwerliche Arbeiten, besonders wenn sie nicht beträchtlichen Nutzen gewähren, und mit vielen Unkosten und Zeitverlust verbunden sind.

Pfarrer. Es ist aber doch allgemein bekannt, daß die in Haufen liegende Erde durch die Atmosphäre gebessert werde, besonders wenn sie mit Dünger, Kalk, Asche, ꝛc. gemischt wird. Herr Professor Medikus rühmt dieses Verfahren in seinem Entwurf eines Systems der Landwirthschaft S. 54, und setzt hinzu, daß diese Erde ziemliche Zeit liegen bleiben müsse.

Amtm. Ich widerspreche nicht, daß es einigen Nutzen giebt; er ist aber viel zu unwichtig, als daß man die aus Teichen und Gräben gebrachte Erde doppelt auf- und abladen sollte. Der Landwirth wird besser thun, wenn er mehr Erde fährt, oder die kostbare Zeit zu andern nützlichen Geschäften verwendet. Zudem müßte er den Nutzen dieser Erde, wenn er sie 2 oder 3 Jahre liegen ließe, zu lang entbehren; und dieser Verlust wäre gewiß größer als der Gewinn, den er durch langes Liegen der Erde hoffen kann.

Bauer. Die Gelehrten scheinen zu glauben daß die Bauern manchmal nichts zu thun haben, oder daß sie nichts versäumen, wenn sie sich mit Kleinigkeiten abgeben. Wüßten sie die großen Unkosten des Erdefahrens zu berechnen, so würden sie uns mit ihren Lehren verschonen. Ist die Erde gut, so verbessert sie ohnehin den Acker, und man soll sie, so bald es

möglich ist, damit vermischen, ist sie nicht gut, so mag sie durch Liegenbleiben wohl einige Verbesserung erhalten; aber diese kann die doppelten Unkosten doch bei Weitem nicht ersetzen.

Amtm. Oft versehen es die Herren in dem, daß sie uns unzählige Arbeiten und Rücksichten vorschreiben, welche wenig bedeuten, oder zu kostbar und zeitverplitternd sind.

Wirth. Ein vernünftiger Landwirth untersucht die in den Gräben und Teichen oder in den Tiefen liegende Erde, und den Boden der Aecker, auf welche die Erde gefahren werden soll: wenn er findet, daß dadurch die rechte Mischung erzielt wird, so fährt er diese Erde im Sommer und Winter, und verschafft sich dadurch großen Nutzen. Fährt er eingeschwemmte, mit fruchtbaren Theilen geschwängerte Erde; so braucht er dieselbe gar nicht zu untersuchen, und weiß zum Voraus, daß sie Dünger ist. Die Bauern haben sich durch Erfahrungen hierin Kenntnisse erworben, welche mancher Gelehrte bewundern muß.

Obmann. Auf meinem ganz ebenen Boden kann man keine Erde auf die Aecker fahren: ich und meine Nachbarn trachten daher den Dünger durch Baumlaub und Nadeln des Fichtenholzes zu mehren, welche

wir als Streu benützen, oder wenn wir Ueberfluß haben, in den Dünger fahren. Die Kiefern oder Forlen taugen dazu besser als anders Fichtenholz, weil sie jährlich weit mehr Nadeln fallen lassen.

Pfarrer. An dem Fichtenholz habe ich nicht viele Freude: wir wissen ja, daß uns die Ausländer, vorzüglich Herr Medikus, Vorwürfe machen, daß wir so wenig Laub- und dagegen so viel Nadelholz haben. Jenes verschönert das Land, sagt er, und giebt uns gutes Brenn- und Handwerksholz; dieses macht das Klima kalt, finster und traurig.

Amtm. Es ist zu wundern, wie man so was ohne allen Grund behaupten mag. Wer vom Innern des Landes keine Kenntnisse hat, und blos auf Hochstrassen seine Notizen sammelt, kann freilich unsere großen Eichen- Buchen- und Ahorn- Waldungen nicht sehen. Ohne dieselben namentlich aufzuzählen, bemerke ich nur, daß bei uns alles Holz wohlfeiler als in andern Ländern ist. Auch das Nadelholz hat seine besondern Vorzüge zum Bauen der Häuser und Dachstühle und zur Gewinnung des Peches, welches in unserm Lande, wo so viel Bier gebraut wird, in großer Quantität erforderlich ist, und dermal schon sehr hoch zu stehen kömmt. Es ist ärgerlich, daß man an unserm lie-

den Baiern gar so viel ohne Ursache zu tadeln weiß.

Wirth. Wenn es so fort geht, so wird unser Nadelhoz vielleicht noch zu wenig werden, weil die Bräuer, Seiler und Pechsieder das Pech nicht von den Eigenthümern der Holzungen, sondern nur von Pechdieben, nicht auf offenem Markte, sondern polizeiwidrig heimlich bei ihren Häusern kaufen. Es ist offenbar, daß die Pechdiebe das junge Holz nicht schonen, und manchmal in wenigen Stunden einen Schaden von mehrern hundert Gulden verursachen. Man wird es mit der Zeit bedauern, daß man diesem Unwesen nicht gesteuert hat.

Bauer. Wir Bauern sehen den Schaden wohl ein, aber wir haben was anders zu thun, als unsere Holzungen zu hüten.

Wirth. Der Dünger von Nadeln ist gering, und nützt wenig auf sandigem oder leichtem Boden, aber auf schwerem ist er eine sehr nützliche Verbesserung. In vielen Gegenden hat man es dem Fichtenholz zu verdanken, daß der Getreidbau in gutem Stande ist. Man erspart dadurch viel Stroh, das man, anstatt es einzustreuen, im Winter verfüttern, dadurch mehr Vieh halten, und die Masse des Düngers vergrößern kann.

Pfarrer. Ich halte nicht viel von der Fütterung mit Stroh, es giebt schlechte Nahrung und schlechten Dünger. Die Gelehrten sind mit mir verstanden. Wer sein Stroh verfüttert, und dem Viehe wenig oder keine Streu giebt, wird, ungeachtet er mehr Vieh halten kann, schlechten Dünger haben.

Amtm. Dieß ist nur in dem Falle wahr, wenn man dem Vieh nur Stroh oder wenig besseres Futter reichet. Wird aber mit dem Stroh auch hinlängliches Heu und Bruch vom Getreide und Hülsenfrüchten, oder Trebern, Malzkeim, Teig und Trank von den Bräuhäusern und Branntweinbrennereien gereicht, so wird man durch Strohfutter einen größern Viehstand, und nebenbei vielen und guten Dünger erhalten. Je mehr man bei solchen Umständen Nadeln, Baumlaub, Schilfrohre oder Sägespäne als Streu anwenden kann, desto größer wird der Nutzen seyn. Was man auch gegen die Fütterung mit Stroh einwendet; so wird doch ein Theil desselben in Gegenden, wo der Ackerbau das vorzüglichste der Wirthschaft ist, mit beigemischtem Aftergetreid, Spreu und Heusamen verfüttert werden. Da ist das Getreid die Hauptsache, und man wird nie so viel Heu machen und Futterkräuter bauen, daß das Vieh hievon allein im Sommer und Winter vollauf zu fressen hätte.

Pfarrer. Wenn man aber, um mehr Stroh verfüttern zu können, Nadel- und Baumlaub einstreut, so geschieht dadurch den Waldungen ein großer Schaden, wie unter andern Herr Medikus S. 46. bemerkt hat.

Amtm. Diese Meinung ist bei Weitem nicht ganz richtig. Mich hat die vielfältige Erfahrung gelehrt, daß das Wegräumen der Nadeln und des Mooses nicht nur nicht schädlich, sondern sogar nützlich und nothwendig ist: nur darf es nicht mit zu scharfen Instrumenten, wodurch auch die Erde mitgenommen wird, und die Wurzeln der Bäume entblößt werden, geschehen. Das Moos und die Nadeln, besonders der Kiefern, liegen oft 2 oder 3 Zoll dick; wie sollte der Same solchen Falls zur Erde kommen, keimen und wachsen können, wenn diese Decke nicht weggeräumt wird? Die Gelehrten ziehen manchmal die Erfahrungen zu wenig zu Rath, und stellen ihre Meinungen zu voreilig als systematische Grundsätze auf. So hat Herr Medikus, den ich seiner großen Belesenheit halber und aus vielen andern Gründen verehre, S. 51. behauptet, daß der Gips nicht bei bestimmten Arten des Bodens, sondern bei verschiedenen Gewächsen in den meisten Gegenden sich vorzüglich wirksam zeige: Ich könnte ihm aber mehrere Beispiele aufweisen, aus

welchen erhellet, daß der Gips bei manchen Früchten, so gar beim Klee, blos des Bodens wegen wenig oder gar nichts gefruchtet hat. Er selbst merkt an, daß der im Pays de Vaux gebrochene Gips in der dortigen Gegend ganz unnütz sey. Ohne so weit reisen zu müssen, können sich hievon die Gelehrten in den Gegenden und Revieren unserer vaterländischen Gipsbrüche überzeugen.

Das Streurechen kann, wie alle guten Dinge, gemißbraucht werden; daraus folgt aber nicht, daß man es als allgemein schädlich und verderblich verwerfen soll. Je größer der Mann ist, welcher einen unrichtigen Satz aufstellt, desto größer ist der Schaden, welcher dadurch entstehen kann.

Uebrigens beziehe ich mich in Ansehnng des Streurechens auf die Abhandlung eines mir unbekannten gelehrten Baiers in dem XX. und XXI. Stück des baierischen Wochenblatts im Jahrgang 1806. Möchte man diese wichtige Abhandlung über einen so wichtigen Gegenstand der erforderlichen Aufmerksamkeit würdigen! *)

---

*) Da diese Wochenblätter selten in den Händen der Oekonomen sind, und diese Abhandlung dermal für verloren anzusehen ist, so wurde sie am Ende dieses gegenwärtigen Gespräches Lit. A. beigedruckt, in der sichern Hoffnung, daß der Herr Verfasser derselben wider diese zweckmäßige Bekanntmachung nichts einzuwenden habe.

Obmann. Nadeln, Baumlaub, Schilf ꝛc. hat man überall: es giebt noch ein anders Mittel, sich Streu zu verschaffen, um desto mehr Stroh füttern und den Dünger vermehren zu können.

Bauer. Du meinst vermuthlich die Stoppelstreu (Halmstreu)?

Obmann. Die Rockenstoppeln werden in dem größern Theil unsers Vaterlandes, wo guter Ackerbau ist, fleißig zusammen gerechet, bei trockenem Wetter eingefahren, und zunächst dem Viehstalle in große Haufen gebracht.

Pfarrer. Allein die Stoppeln sind schon für sich selbst ein Dünger, wenn sie untergepflügt werden, oder machen wenigstens den schweren Boden locker.

Amtm. Wer diese Streu nicht nöthig hat, mag sie auf den Aeckern liegen lassen. Indessen bleibt es doch immer wahr, daß dieses Stroh, als Streu benützet, dem Ackerbau nicht entzogen, sondern mit Urin und fruchtbaren Theilen geschwängert und verbessert, den Feldern wieder zurück gegeben werde. Man kann dadurch desto mehr einstreuen, mehr Urin auffangen, und den Dünger vermehren; besonders wenn auch Erde in denselben gefahren wird.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bauer. Bei dieser Verbesserung ist mir nur das zuwider, daß man die Stoppeln nicht alsbald nach der Aernte zusammenrechen kann, sondern mehrere Wochen stehen lassen muß, bis sie vom Weidevieh abgetreten, oder ihre Wurzeln durch Reife gebrochen werden. Man muß also mit dem Unterpflügen der Aecker für die Sommersaat zu lange warten; und so kommt die Erde vor dem Winter in keine Faulung mehr, was besonders dem Gerstenbau sehr nachtheilig ist.

Wirth. Die Stoppeln kann man freilich erst einige Wochen nach der Aernte abrechen; doch braucht man nicht so lange zu warten, wie du meinst. Dieses Geschäft wird sehr beschleunigt, wenn man zuvor mit der Egge über die Stoppeln zweimal fährt, und die zweite Fahrt der ersten gerade entgegen macht, wodurch die Wurzeln der Stoppeln meistentheils gebrochen werden. Das frühzeitige Unterpflügen der Stoppeln ist hauptsächlich auf schwerem thonigten Boden rathsam: in solchen Gegenden werden aber auch die Stoppeln selten abgerechet, vermuthlich darum, weil die Erde da, wo die Stoppeln untergepflügt werden, lockerer liegt, und eher in Gährung und Faulung gebracht wird.

Pfarrer. Es ist unstreitig, daß der baierische Bauer, welcher Erde in die Dün-

gerstätte fährt, allerlei Arten von Streu benützt und viel Stroh verfüttert, hiebei hauptsächlich die Absicht hat, seinen Düngerhaufen zu vermehren, und seinen Ackerbau zu verbessern: würde er dieselbe nicht gewisser erreichen, wenn er sein Vieh, anstatt es auf die Weide zu treiben, in seinem Stall behielte?

Obmann. Die Stallfütterung fordert mehr Arbeiten und Dienstbothen als unsere jetzige Wirthschaft, auch wohl gebaute Ställe, Vorräthe an Futter und ein größeres Kapital. Allein dermal hat sich das alles sehr gemindert und verschlechtert. Wir Landleute seufzen unter den Bedrückungen der Quartiere und Vorspannen, und unter der schweren Last von neuen und größern Abgaben; Wiesen und Aecker haben, was von der schlimmsten Bedeutung ist, nicht mehr den halben Werth, den sie noch vor wenigen Jahren hatten. Bei diesem allgemeinen Rückfalle und Mangel können wir uns nicht entschliessen, den schon so sehr gesunkenen Getreidbau zu vermindern, um Futterkräuter auf den bessern Aeckern zu bauen, und das Stallvieh immer vollauf zu füttern. In Ortschafteu, wo Branntweinbrennereien, Bräuhäuser, Stärkmachereien oder Zehenten sind, mag die Stallfütterung leicht eingeführt werden; aber der gemeine Bauer, dessen Getreidbau die Hauptsache ist, kann die bessern Grün-

de nicht mit Futterkräutern anbauen, und seinen Getreidbau schwächen. Wir wären gezwungen weniger Vieh zu halten, und so hätten wir auch weniger Dünger, besonders wenn uns eine oder die andere Kuh, wie es bei der Stallfütterung öfter geschieht, unträchtig bliebe. Gesetzt auch, daß wir nicht weniger Dünger, oder wohl gar etwas mehr erhielten, so müßten wir aber auch weit mehr zum Futterbau verwenden, und den Aeckern und Wiesen entziehen, welche dadurch unfruchtbarer würden. Man bauet also bei dieser neuen Wirthschaft weniger Getreid, und hat zugleich weit mehr Arbeiten und Unkosten zu bestreiten. Besonders fordert der untergepflügte Weidegrund, welcher insgemein schlecht ist, vielen Dünger. Vorhin gab dieser Grund selbst einen Beitrag zum Dünger, vorzüglich zum Schafdünger, und jetzt, da er zur Kultur gebracht werden soll, fordert er hievon einen beträchtlichen Theil für sich.

Bauer. Pfarrer. In den ersten Jahren müßte man freilich manches Opfer für die Stallfütterung bringen.

Bauer. Da aber der gemeine Bauer wenig opfern kann, so wird er in den ersten Jahren, anstatt empor zu steigen, vollends zu Grund gehen. Nebst den großen Unkosten müßte der Bauer die Weide in den

Brachfeldern, Lohen nnd Gehölzen, und allerlei kleines Gras verlieren, ein Futter, das ihm keine Arbeit und Unkosten verursacht, und doch die Masse des Düngers mehret nnd einigen Gewinn an Milch verschaffet.

Obmann. Wenn auch der Dünger, den das Vieh im Sommer bei Tagszeit fallen läßt, weniger werth ist als der Stalldünger; so bleibt doch auch bei der Weide der Dünger, welchen das Vieh in der Nacht, und zu Mittag im Stalle zurück läßt: und da der Bauer mehr Weide- als Stallvieh halten kann, so erhält er gewiß nicht weniger Dünger, als er bei der Stallfütterung hätte. Der Bauer weiß denselben durch die Fütterung des Strohes, durch allerlei Arten von Streu, und durch das Fahren der Erde in die Düngerstätte so zu vermehren, daß er seine Felder hinlänglich düngen, und gutes Getreid bauen könne. Dieß ist der Hauptzweck des Bauers in dem Getreidlande: ist dieser erreicht, so hat er wohl gewirthschaftet.

Pfarrer. Die Gelehrten gestehen selbst, daß der Getreidbauer nicht mehr Vieh halten uud Dünger machen, nicht mehr Futter bauen soll, als zum guten Getreidbau erforderlich ist. Kann der

Bauer das mit wenigern Kosten bewerkstelligen, so mag er sich dazu Glück wünschen.

Obmann. Bei uns hat auch jeder Bauer einige Schafe, und er kann so viel halten, als er will. Wird die Stallfütterung eingeführt, so muß sich die Schafzucht wenigstens vermindern. Der Bauer leidet also einen großen Verlust, wenn er die Schafhäute, Unschlitt, Fleisch, Dünger und Wolle entbehren muß. Die Gräser in der Brache und in den abgeärnteten Feldern können nicht besser und vortheilhafter benützt werden, als wenn man sie durch die weidenden Kühe und Schafe verzehren läßt. Nebstdem, daß sie dem Viehe zur Nahrung dienen, werden dadurch die Aecker vom Unkraute gereinigt.

Bauer. Ich weiß nicht, soll man lachen oder weinen, wenn man von Bauern, welche immer ärmer werden, fodert, daß sie die Stallfütteruug einführen, während unter zehn nicht Einer im Stande wäre, auch nur den Stall gehörig herzustellen.

Pfarrer. H. P. Medikus verlangt S. 169, daß der Stall zweckmäßig, zugleich aber auch angenehm eingerichtet seyn, eine angemessene Höhe haben, und durchaus luftig und reinlich seyn müsse.

Wirth. Wäre der Stall wirklich so gebauet, so wäre noch sehr wenig geschehen,

und bis zur Stallfütteruug noch ein großer Sprung, welchen nur ein vermöglicher Bauer machen könnte.

Obmann. Die allgemeine Erfahrung zeigt, daß in Orten, wo seit einiger Zeit Stallfütterung ist, weit weniger Vieh gehalten wird. Ist nicht in den Landstädten und Märkten, wo keine Weide mehr ist, weit weniger Vieh und Milch, als in den vorigen Zeiten? Sieht man bei uns nicht mehr und größere Heerden? Sind nicht in Baiern Fleisch und Milch (die Kriegszeiten ausgenommen) wohlfeiler als in andern Ländern?

Wirth. Da die Gemeinheiten immer schädlich sind, so mißbillige ich nicht, daß man die Gemeinweiden der Städte und Märkte aufgehoben, und die Stallfütterung eingeführt hat. Indeß war doch die Art des Verfahrens etwas drückend, und für den Kleinbürger ungünstig. Beinahe jeder Bürger und Hausinhaber trieb vorhin auf die Gemeinweide wenigstens Eine Kuh, womit er sich und seine Familie weit leichter nährte, besonders wenn er auch einen Garten oder eine kleine Wiese besaß. Er brauchte insgemein nicht mehr als etwas Stroh für seine Kuh zu kaufen.

Nachdem der Gemeindegrund vertheilt war, gerieth der Kleinbürger in die größte Verlegenheit, wiewohl er auch ein

Stück vom Gemeingrunde erhielt. Vorhin holte sich die Weidekuh ihre Nahrung selbst, und nun sollte der Bürger auf das ihm angewiesene, gewöhnlich weit entfernte Grundstück täglich um das Futter für seine Kuh gehen, und damit Zeit, Arbeit und sein Gewerb versäumen. Er soll jährlich seinen Dünger auf die Wiese bringen, wenn diese nicht ganz unfruchtbar bleiben soll. Er soll auch Heu machen und nach Haus fahren, und da er hiezu weder Wagen noch Pferde hat, so verursacht ihm das große Unkosten. Es war also für die Kleinbürger kein anderes Mittel, als daß sie ihre von der Gemeinde erhaltenen Grundstücke den großen Bürgern, welche Wägen und Pferde haben, verkauften, wozu die Rathsherren, welche auf diese Käufe schon lauerten, gerne einwilligten, und vorgaben, daß dieß ein Mittel wäre, den armen Kleinbürgern aus ihrer Noth zu helfen, denen man die Rechte des Eigenthums, und folglich auch des Verkaufes nicht verweigern könne. Auf einige Zeit war den Armen freilich geholfen. Nachdem aber die Kaufschillinge wieder verausgabt waren, wurde die Noth weit größer als zuvor, weil nun die Weide und das hiefür erhaltene Grundstück weg waren. Es wäre für die jetzigen und künftigen Bürger, und für die ganze bürgerliche Gemeinde gewiß weit vortheilhafter gewesen, wenn diese Grundstücke für

untrennbar von den Häusern erklärt worden wären. Wenn sie auch dieselben nicht selbst benützen könnten oder wollten, so könnten sie doch an die größern Bürger verpachtet werden. Die Freiheit des Eigenthums bliebe darum doch unverletzt. Man läßt ja auch nicht den Bauer alle seine Gründe vom Haus weg verkaufen.

Obmann. Eben so übel, ja noch weit ärger möchte es den Kleinsöldnern und Häuslern auf dem Lande ergehen, wenn eine allgemeine Stallfütterung eingeführt wird. Der Kleinsöldner, welcher mit der Hülfe der Weide, eines kleinen Gartens und eines oder zweier Aecker ein paar Kühe und einige Schafe füttert, hiemit seine Familie nährt, und durch den Verkauf einer Kuh oder eines Kalbes in manchem Jahre seine Abgaben entrichtet, kann nun, wenn er Stallfütterung halten soll, keine oder höchstens nur Eine Kuh mehr halten, und wird sich selbst und der ganzen Gemeinde zur Last. Für ihn ist die Weide auf der Brache und in den abgeärnteten Feldern, in den Feldwiesen und Gehölzen verloren; verloren jedes Gräslein, das der Bauer nicht der Mühe werth hält, dort und da zusammen zu suchen. Es ist ihm schon ein Unglück, wenn er keine Schafe mehr halten kann, welche ihm vorhin die Wolle zur Kleidung der Seinigen gaben. Eben das gilt auch von den Gänsen, wo-

durch sich manches fleißige Weib oft einen schönen Gewinn erwarb. Schon jetzt haben die Kleinsöldner viele Mühe, Baumänner (Bauern, welche ihre Aecker pflügen und eggen, Dünger, Holz und Getreid fahren) zu finden: wie schwer würde ihnen das werden, wenn die Bauern der aufgehobenen Brache halber den ganzen Sommer hindurch keine Feldarbeiten verrichten könnten, sondern bei ihnen und den Söldnern alles im Frühjahre und Herbst geschehen müßte? Wenn sich auch die Kühe des Söldners nicht ganz auf der Weide ernähren können, so trägt das arme Weib etwas aus ihrem Garten bei, jätet in den besaamten Aeckern der größern Landwirthe, und graset mit der Sichel, wo man keine Sense brauchen kann. Der große Landwirth ist von Herzen froh, wenn ihm solche Weiber die Saatfelder ausjäten, und das Unkraut für ihre Kühe nach Haus tragen. Es liegt ihm viel daran, daß diese kleinen Familien erhalten werden, und er ist immer froh, wenn er bei dem großen Mangel an Dienstbothen manchmal den Mann oder das Weib zur Arbeit um Lohn haben kann. Wäre es nicht ein allgemeines Unglück, wenn so viele brave Familien zu Grunde gerichtet, und aus nützlichen Staatsbürgern zu Dieben gemacht würden?

So liegt oft in der allgemeinen Kultur und Verfassung eines Landes ein be-

sonderes Hinderniß, welches auch der geschickteste Staatsmann nicht ahnen konnte, bis es sich bei der Ausführung einer in sich nützlichen neuen Ordnung der Dinge mächtig entgegen stemmt. Da aber so große Veränderungen nicht allgemein und schnell vor sich gehen, viel weniger durch eine höhere Gewalt erzwungen werden; so entstehen keine allgemein verderblichen Folgen, und es liegt in dem gutmüthigen Karakter unsers Landvolkes, daß der größere Landwirth die kleine Familie nicht zu Grunde richtet, besonders da ihm an der Erhaltung derselben seines eigenen Interesse halber sehr viel gelegen ist. Ich führe auch das bloß als einen Beweis an, daß die Einführung der Stallfütterung in manchen Orten ganz besondere Schwierigkeiten hat, wovon sich die Gelehrten keinen vollständigen Begriff machen können. Die Freiheit der Kultur und die Rechte des Eigenthums sind durch Gesetze gesichert, und der Weg zu allen möglichen Verbesserungen gebahnt. Bei solchen Grundsätzen des Staates wird die Kultur von selbst allmählig höher steigen, und was durch Gewalt nicht erzwungen werden kann, durch die Zeit und Aufklärung herbeigeführt werdeu. Man fängt beinahe überall an in die Brache zu bauen, und wir haben ganze Städte und Dörfer, wo gar nicht mehr gebracht wird.

Pfarrer. Wir wissen aber aus Er-

fahrung, daß die Söldner insgemein mehr als die Bauern mit Aufhebung der Gemeinweiden und Einführung der Stallfütterung verstanden waren.

Wirth. Wo Gemeinweiden zu vertheilen waren, giengen die kleinen Bauern und Söldner meistentheils voraus, besonders da die Vertheilung derselben in Baiern insgemein nach den Köpfen geschah, und der Söldner wie der Bauer einen gleich großen Flächeninhalt erhielt. In den meisten Orten giebt es keine solche theilbare Gemeingründe mehr, und es kann bloß die Weide in den Feldern abgetheilt werden, welche ganz den Eigenthümern der Grundstücke zufällt. Bei dieser Aufhebung der Weide und Brache, und bei der neuen Stallfütterung muß der Kleinsöldner und Leerhäusler, der keine Weide mehr auf den Aeckern seiner Nachbarn hat, offenbar viel verlieren.

Pfarrer. Herr Medikus ist der Meinung, daß bei der Stallfütterung das Futter ökonomischer als bei der Weide verwendet werde.

Wirth. Das ist noch lange nicht bewiesen. Die Stallkuh verschmäht manches Gras, und läßt es im Barn liegen, oder wirft es aus demselben in den Mist; und da sie das Gras, an dem ihr eckelt, nicht

ausscheidet, so gehen damit manchmal auch gute Gräser verloren.

Pfarrer. Die Weidekuh zertritt aber auch das gute Futter.

Wirth. Dieß läßt sich nur von sehr fruchtbaren Wiesen, wo die Gräser hoch erwachsen sind, behaupten. Unsere Bauern sind schon so gescheid, daß sie solches Gras lieber zu Heu machen, als abweiden lassen. Auf den magern Wiesen und auch auf Aeckern wird man nirgends zertretenes Gras finden. Das Vieh beißt es so zu sagen von der Wurzel weg. Man besichtige nur unsere Feldwiesen und Aecker, und man wird sich von dieser Wahrheit leicht überzeugen. Das Weidevieh frißt alle kleine und abgelegene Flecken fleißig aus, wo der Bauer, welcher Stallfütterung hat, das unbedeutende wenige Gras nicht abmähen und nach Haus tragen will.

Pfarrer. Bei der Dreifelderwirthschaft hat man insgemein nur kleines Vieh; dagegen lehrt uns H. P. Medikus, daß wir große Raçen von Vieh halten sollen.

Amtm. Dieß ist die Meinung des Hrn. Medikus; aber Thaer, Gericke, und andere große gelehrte und praktische Oekonomen sind ihm entgegen. Kleine Ochsen sind zur Feldarbeit weit besser und bequemer als die großen. Sie treten den Acker

nicht so fest, und werden nicht so bald müd wie diese. Die kleinen Kühe haben gemästet ein besseres Fleisch als die großen. Sie sind jedermanns Kauf, dagegen die großen nur von Fleischhackern in den Städten, welche ein großes Gewerbe haben, gekauft werden. Wenn eine kleine Kuh einer Krankheit, Wunde oder Beschädigung halber geschlachtet werden muß, so kann sie jeder Landmetzger oder Bauer benützen, was bei einem großen Stück entweder gar nicht, oder nur im kalten Winter möglich ist.

Man kann nicht überall das Größte, Beste und Schönste erreichen. Die Natur hat in jedem Lande dem menschlichen Streben nach Vollkommenheit der Produkte eine gewiße Stufe festgesetzt, welche es nicht übersteigen kann. Der jetzige liberale Geist der Zeit, und die immer mehr empor steigenden Wissenschaften erleichtern zwar alle Verbesserungen der Kultur; es ist aber doch ein großer Unterschied unter den natürlichen und widernatürlichen Verbesserungen. Zu jenen giebt die Natur selbst ihren Wink, und unterstützt sie; diese können nur durch die höchsten Anstrengungen und mit unmäßigen Unkosten, auch nur für eine kurze Zeit errungen werden.

Möchte man die Regeln des Virgils beobachten, welche er uns Georg. L. I. 51. vorschreibt.

Varium coeli (Klima) praediscere morem
Cura sit, ac patrios cultusque habitusque
(Landesverfassung) locorum,
Et quid quaeque ferat regio, et quid
(Beschaffenheit des Bodens) quaeque recuset.
Hic segetes (Ackerbau) illic veniunt (Weinbau) felicius uvae.
Arborei foetus alibi (Obstbaumzucht) atque
injussa virescunt (Viehzucht) gramina.

Wirth. Der Bauer verliert nichts bei kleinen Raçen, wenn er nur mehr Stücke hält. Die kleine Kuh nimmt eher mit geringer Nahrung vorlieb als die große von edlerer Art. Wenn diese Fleisch und Milch verliert, und der magern Nahrung halber vielleicht schon den Keim einer Krankheit im Leibe hat, so erhält sich doch die kleine Kuh, und giebt auch einige Milch. Ist die Weide zu gering, so trägt der Bauer von seinem Garten oder einer Wiese bei, und wenn auch das Vieh manchmal etwas schlechter wird, so kömmt doch wieder eine bessere Zeit, z. B. nach drr Aernte, uud nach abgebrachtem Grummet, wo die kleinen Kühe weit eher fleischich und milchreich werden.

Pfarrer. So groß auch die Schwierigkeiten seyn mögen, so sollte die Stallfütterug schon darum eingeführt werden, weil man dadurch vor der Viehseuche sicher wird.

Wirth. Bei der letzten großen Viehseuche, welche man die Kriegsseuche nannte,

wurde davon das Vieh in den Städten, ohngeachtet es schon lange Zeit nicht aus dem Stalle gekommen ist, oft eher als das Weidevieh befallen.

Pfarrer. Es ist wenigstens unläugbar, daß in den nassen Moorgegenden, in welchen das Vieh der benachbarten Dörfer weidet, schon manchmal Viehseuchen entstanden seyn.

Wirth. Dieß kann ich nicht widersprechen. Daran sind aber nicht die Weide, sondern der sauere Boden und dessen schädliche Ausdünstungen und ungesunde Gräser und Kräuter Ursache. Der ungeschickte Mißbrauch der Weide ist kein Beweis, daß die Weide schädlich sey, gleichwie die unvernünftige Stallfütterung nichts gegen dieselbe beweiset. In gesunden Gegenden und Ackerfeldern ist durch die Weide und den Thau nie eine Viehseuche entstanden.

Anitm. Dieß hat O. R. schon vor einigen Jahren in seinen **Briefen über die Viehseuche**, und in einer andern kleinen Abhandlung, welche ich euch hier mittheile, (S. Beilage Lit. B.) bewiesen. Gras von nassen Moorgegenden ist dem Vieh allzeit ungesund, ohne Unterschied, ob es dem Vieh im Stalle gegeben oder abgeweidet wird. Wenn auch keine Seuche entsteht, so lebt doch solches Vieh, der allgemeinen Erfahrung gemäß, nicht so lang als ein anderes, das eine gesunde Weide

genießt. Es gehört eine höhere Anstalt dazu, wenn solche große Moorgegenden abgezapft und trocken gemacht werden sollen. Trockene magere Heiden werden zwar auch Moorgegenden genannt, aber sie haben diese böse Eigenschaft nicht, und taugen vorzüglich zur Schafweide.

Pfarrer. Die Seele der Landwirthschaft sind der Futterbau und der Dünger: man kann also des Futters und Düngers nie zu viel haben.

Amtm. Ein vernünftiger Landwirth, dessen vorzügliche Absicht der Getreidbau ist, hält nur soviel Vieh, als zur hinlänglichen Düngung seines Feldes erforderlich ist. Er schafft sich nur so viel Futter, daß das Vieh gut genährt wird, und einiger Vorrath für Mißjahre bleibt.

Es wäre unvernünftig, wenn unsere Bauern in dem Unterlande auf dem sogenannten Dinkelboden, wo die Aecker vorzüglich fruchtbar sind, mehr Vieh hielten, oder mehr Dünger machten, als sie zu ihrer guten Kultur brauchen. Es ist weit vortheilhafter, daß sie die Gründe, welche überflüssiges Futter geben, zu dem weit nützlichern Getreidbau verwenden. Anders ist es in Gebirgs- und andern grasreichen Gegenden, wo der Bauer dem Winke der Natur folgen, und die Viehzucht, die Milchnutzung und die Mast zu seinem Hauptge-

schäfte machen muß. H. P. Medikus hat dieser Wahrheit S. 74. gehuldigt. Nur der Beisatz, daß alles Vieh auf das vollkommenste genährt werden soll, leidet in manchen Gegenden, besonders wo der Getreidbau die Hauptsache ausmacht, oder der Grund schlecht ist, eine Ausnahme. H. P. Medikus will überall große Raçen des Viehes haben; aber die Natur fordert verschiedene Arten, und unterstützt in manchen Gegenden den Landmann nicht, welcher alles bis zur Vollkommenheit bringen will. So wenig man im Stande ist, überall, ohne Unterschied der Erde, der Lage und des Klima, das beste Getreid zu bauen, eben so wenig kann man überall dem Vieh das vollkommenste Futter reichen.

Pfarrer. Die vortheilhafteste Wirthschaft wäre ohne Zweifel, welche uns H. P. Medikus vorschreibt. Er will zwei Jahre nacheinander Getreid, und nebenbei auch die Brache anbauen. Ich möchte diese Wirthschaft die Rheinische nennen.

Amtm. Manche Gelehrte wollten diese Wirthschaften überall einführen, und bedachten nicht, daß unser Sommer um 2 Monate kürzer, und der Winter um zwei Monate länger sey, und daß das Klima, die Lage, die Beschaffenheit des Bodens, und selbst der Vermögensstand oder das Kapital der Landwirthe ganz andere Kul-

turarten gebiethen. Der Landwirth, Theoretiker oder Praktiker, welcher in ein wärmeres Klima kömmt, muß sich vor allem bemühen, sein vaterländisches Klima zu vergessen, und sich in die Beschaffenheit seines neu gewählten Bodens und andere verschiedene Verhältnisse schicken, wenn er mit Glück und Nutzen Landwirthschaft treiben oder lehren will. Dr. Thaer studirte und trieb die Landwirthschaft in England, Hanover und Preußen, wo er nun ein vortreffliches ökonomisches Institut errichtet hat. Ueberall ertheilte er vorzüglich die Lehre, daß der Oekonom sein Klima und seinen Grund und Boden beobachten und studiren soll. Selbst wo das Klima nicht viel verschieden ist, muß die Landwirthschaft an Flüssen, am Meere und an Städten anders, als in abgelegenen, oft einsamen Gegenden geführt werden. Obige Rheinische Wirthschaft wollte man schon vor vielen Jahren bei uns einführen, wie in den Schriften des O. R. zu sehen ist: allein sie hat seither in Deutschland ihr Glück nicht gemacht. Sie widerspricht dem Hr. Dr. Thaer und andern Gelehrten, und selbst den englischen Landwirthen, und hebt den allgemeinen Begriff von Fruchtwechsel auf. Man hat den jährlichen Wechsel des Getreides und anderer Früchte von darum eingeführt, weil die allgemeine Erfahrung lehrte, daß die Aecker durch den zweimaligen

Getreidbau, das ist durch den Winter- und Sommerbau nacheinander, zu sehr entkräftet werden, und das Sommergetreid insgemein mißlingt. Um den Entgang des zweiten Getreides einigermassen zu ersetzen, baut man nach dem Wintergetreid Hülsen- oder andere Früchte, und erst im dritten Jahre wieder Sommergetreid, so daß die Hälfte der Aecker mit Getreid, und die übrigen mit kleinen Früchten ohne Brache bebaut werden. Diese Wechselwirthschaft ist an Getreid erträglicher als die Hollnsteinische oder Mecklenburgische Wirthschaft, bei welcher die Aecker einige Jahre dreesch liegen. Es ist aber erst die Frage, ob der Fruchtwechsel auch erträglicher als die Dreifelderwirthschaft sey, bei welcher zwei Dritttheile der Aecker gutes Getreid tragen, und nebenbei auch ein und anderer Acker im Brachfelde angebaut ist. Mir scheint es, daß der Baierische Oekonom, welcher die Hälfte des Brachfeldes mit Futterkräutern oder Hülsenfrüchten anbaut, und die übrigen Aecker fleißig brachet, schon was Großes gethan habe. Herr Medikus hat Recht, daß er für das Klima, den Boden und die Kulturart seines Vaterlandes eingenommen ist; wenn ihm aber das übrige Deutschland und England entgegen sagen, daß ihr Boden und ihr Klima im Allgemeinen diese Kulturart nicht aushalten, und sich auf tausendfältige Erfahrungen berufen; so soll er doch

so billig seyn, daß er uns dieselbe nicht anmuthe, besonders da es selbst am Rhein noch viele Gegenden giebt, wo die Landwirthe diese hohe Stufe des Ackerbaues nicht erreichen können. Seine Meinung mag in seinem vorigen Vaterlande wahr und richtig seyn; aber bei uns ist sie ein Vorurtheil, das sich wenigstens im Allgemeinen nicht ausführen läßt. Seine Lehren taugen nicht für uns, sondern nur für die Rheinländer, und für diese nur in Gegenden, wo die Erfahrung damit übereinstimmt. Er würde uns einen weit größern Nutzen verschaffen, wenn er die Frage erörterte, ob wir unsre Drei- oder Vierfelderwirthschaft aufgeben, und die neue Fruchtwechselwirthschaft nach dem Beispiele der Engländer und vieler Gelehrten in Norddeutschland einführen sollten. Bei seiner bewunderungswürdigen Belesenheit und dem Vertrauen, welches die Regierung auf ihn setzt, würde es ihm nicht schwer seyn, uns einige Winke zu geben, welche, durch seinen Ruhm und sein Ansehen unterstützt, allgemeine Aufmerksamkeit erregen würden. Es kömmt oft viel darauf an, aus wessen Munde die Wahrheit gesprochen wird. Er müßte aber vorzüglich auf die Lage unsers Vaterlandes und der angränzenden Länder, denen unser Getreid zur Nothdurft geworden ist, Rücksicht nehmen. In den meisten Gegenden unsers Vaterlandes sind wir nicht in dem Falle wie

die Norddeutschen, daß wir nicht zwei Jahre nacheinander gutes Getreid bauen können, wovon unsere Sommerfelder den klarsten Beweis geben. Ich sehe nicht ein, warum wir den Winter- und Sommerbau, welcher in manchen Jahren Millionen erträgt, ohne Noth so sehr schwächen sollen.

Pfarrer. Herr Thaer gesteht S. 287, daß die Dreifelderwirthe, welche zur Ernährung des Viehes Weiden, Wiesen, oder künstlichen Futterbau auf besonders dazu bestimmtem Lande haben, und dadurch hinlänglichen Dünger erhalten, allerdings ihren Zweck, den möglich höchsten Gewinn, erreichen. Er gesteht auch, daß es solche Güter giebt, meint aber, daß sie seltener sind als andere.

Amtm. In Preussen und Sachsen mögen sie seltner seyn; bei uns aber sind sie häufig. Davon haben wir den klaren Beweis an den vielen und großen Gegenden, wo man zwei Jahre nacheinander gutes Getreid bauet. Wir brauchen eben darum, weil der Boden gut ist, nicht so viel Dünger, als auf geringem Boden, und können also mehr Gründe als anderswo mit Getreide anbauen.

Pfarrer. Einige wollen doch bezweifeln, ob das Getreid der Wechselwirthe nicht in Quantität und Qualität besser sey, als das der Dreifelderwirthe.

Amtm. Bisher hat man, durch Erfahrung belehrt, immer behauptet, daß auf Gründen, wo gebrachet wird, das reinste und kräftigste Getreid wachse, welches mehr als anderes schäffelt. Wo hat man schöneres, besseres und mehr Getreid, als im Baierischen Unterlande? Wenn daselbst auch einige Aecker im Brachfelde bebaut werden, so mag daselbst das darauf folgende Wintergetreid nicht so gut seyn: allein ein vernünftiger Landwirth wird zu berechnen wissen, ob ihm dieser Entgang durch die Brachfrüchte ersetzt werde.

Pfarrer. Allein wir können nicht behaupten, daß der Getreidbau auf zwei Feldern ganz zur Nahrung der Menschen verwendet werde: der Haber wird ja den Pferden verfüttert.

Amtm. Man baut auch bei dem Fruchtwechsel Haber, wie die verschiedenen Rotationen zeigen. Oder braucht man in Ländern, wo der Fruchtwechsel statt hat, keinen Haber für Pferde? Man kann also mit Recht behaupten, daß bei dieser Kulturart nicht einmal die Hälfte der Aecker zum Getreidbau für die Menschen verwendet werde.

Hier muß ich noch bemerken, daß bei uns auf dem bessern Boden, besonders im Unterlande, viele Wicken in die Brache gebaut werden, welche man den Pferden ein-

geweicht verfüttert, und dadurch denselben eine kräftigere Nahrung als durch den Haber verschafft. Wir verwenden also auch das zweite Feld beinahe ganz zum Anbaue für Menschen.

Wirth. Bei dem Fruchtwechsel würden wir nur den sechsten oder gar nur den achten Theil der Aecker zur Gerstensaat verwenden können. Wir würden also öfter einen allgemeinen Mangel an Bier haben, oder dasselbe weit theurer als bisher bezahlen müsseu.

Pfarrer. Bei der Dreifelderwirthschaft fehlt es an der nöthigen Düngung; und in diesem Falle ist nach der Meinung des Herrn Thaer, den wir als den größten Oekonomen erkennen, die Fruchtwechselwirthschaft besser als die Dreifelderwirthschaft.

Amtm. Es kömmt also darauf an, ob der Dreifelderwirth hinlänglichen Dünger habe oder nicht. In Norddeutschland ist er selten so glücklich; aber in Baiern ist es insgemein anders. Ich berufe mich deßhalb auf den klaren Ausspruch des H. Thaer S. 289. Daselbst gesteht er, daß sich die Dreifelderwirthschaft selbst auf Mittelboden, wo der Acker erst im sechsten Jahre gedüngt wird, in ihrer natürlichen Kraft und ohne Erschöpfung erhält.

Es ist unbegreiflich, wie H. Medikus S. 60. behaupten konnte, daß die noch bestehende Dreifelderwirthschaft eine nothwendige Folge einer langjährigen Verachtung des Ersten aller Gewerbe, der Landwirthschaft, sey.

Ich glaube vielmehr, daß unser starke Getreidbau eine Folge unserer Achtung für den Ackerbau sey. Daselbst behauptet er auch, daß das Brachen ein Vorurtheil sey; aber S. 62 bekennt er selbst wieder, daß in vielen Orten der Aufhebung der Brache unübersteigliche Hindernisse entgegen stehen. Die Verschiedenheit seiner Meinungen scheint bloß durch die Verschiedenheit der ökonomischen Bücher, welche vor seinen Augen lagen, entstanden zu seyn. Es scheint mir sehr zweifelhaft zu seyn, daß man, wie H. Medikus S. 63 behauptet, bei Auflösung dieser Frage nothwendig zur Staatswissenschaft übergehen müsse, da der Hauptzweck des Landwirths, dem man die Freiheit der Kultur nicht nehmen kann, in dem nachhaltigen möglich höchsten Gewinn besteht, welcher glücklicher Weise mit dem des Staats innigst verbunden ist. Und was würde auch dieser Uebergang nützen, da dieser Gegenstand wenigstens im Praktischen auf dem Lehrstuhle der Staatswissenschaft nicht gelehrt wird. Eben so gewiß ist es, daß man durch akademische ökonomische Vorlesungen über diesen Gegenstand, wel-

cher, wie Herr Medikus gesteht, zu sehr mit dem Praktischen verwebt ist, die vielen praktischen landwirthschaftli- Kenntnisse mit der nöthigen umfassenden Vollständigkeit nicht erlangen kann. Dazu wären Institute eines Thaer, Fellenberg ꝛc. nöthig, bei welchen vollständige Theorie und Praxis längere Zeit und ununterbrochen gelehrt werden. Glücklicher Weise hat der Staatsmann diese Praxis nicht nöthig, oder man kann wenigstens dieselbe von ihm nicht fodern, besonders da er sie auf Universitäten mit Vollständigkeit nicht erlernen könnte, wie selbst H. Medikus anderswo bekennt. Kurz, es wäre Thorheit, wenn jemand behaupten wollte, er habe in ökonomischen Vorlesungen die Frage zu entscheiden gelernt, ob man brachen soll oder nicht. Herr Medikus hat S. 70 entschieden: Er ist mit dem Thaerischen Fruchtwechsel eben so wenig, wie mit der Brache zufrieden. Nur in ganz schwerem oder geringem Boden kann man nach seiner Meinung die pfälzische Wirthschaft nicht, aber auch nur im Anfange nicht einführen. Was hilft nun diese Entscheidung dem Staatsmann, da Hr. Thaer und die übrigen Gelehrten dem Hrn. Medikus widersprechen? Ob die Engländer, welche in manchem Jahre um mehrere Millionen Sterling Getreid kaufen, darum so wenig bauen, weil sie so viel Fleisch essen, will ich unberührt lassen,

da Hr. Thaer hierüber eine befriedigende Antwort ertheilt hat.

Wenn die Wechselwirthe die Hälfte ihrer Gründe mit Getreid, und die übrigen mit kleinen Früchten anbauten, wie man insgemein behauptet, so möchte es wohl wahr seyn, daß sie beinahe so viel Getreid wie die Dreifelderwirthe erhielten. Allein man muß obige Behauptung nicht im strengen Sinne nehmen. Die vernünftigen Wechselwirthe bebauen die nassen, weit abgelegenen, oder magern und tief liegenden Gründe nicht mit Getreide: es ist also keineswegs richtig, daß die Hälfte der Gründe immer im Fruchtwechsel stehe.

Pfarrer. Man könnte doch die eben liegenden Wiesen zum Fruchtwechsel benützen, weil auf denselben eben so gut Getreid wie Gras wächst.

Amtm. Wer will, kann es thun. Eine solche Wiese trägt, besonders wenn sie dem Wasserspiegel gleich liegt, ohne Besaamung, Arbeit und Unkosten, sicher gutes und reiches Gras: dagegen kann der Bau des Getreides oder der Futterkräuter leicht mißlingen.

Pfarrer. Indessen ist aber auch der Klee mehr werth als das Heu.

Amtm. Auch das kann ich nicht so unbedingt zugeben. Herr Thaer sagt S.

340, daß auf einem Platze mehrere verschiedene Pflanzen sich besser nähren als Eine, weil der Boden verschiedene fruchtbare Theile enthält. Wird nur einerlei Pflanze, z. B. Klee gebaut, so kann der Jahrgang dem Gedeihen derselben entgegen seyn; und so wird die Aernte mißlingen. Dieß ist bei natürlichen Wiesen so sehr nicht zu besorgen, weil einige Pflanzen nasse, und andere trockene Witterung verlangen, und mit ihren Wurzeln seicht oder tief stehen.

Pfarrer. Wie kann man aber wissen, ob der Boden so gut sey, daß er zu der Dreifelderwirthschaft tauge?

Amtm. Nach meiner Meinung zeigt sich dieses ganz deutlich, wenn der Boden zwei Jahre nacheinander in der Regel gutes Winter- und Sommergetreid trägt.

Pfarrer. Es entsteht aber die Frage: ob wir bei unserer Dreifelderwirthschaft nicht wenigstens einen Theil des Brachfeldes mit Hülsenfrüchten oder Futterkräutern bebauen sollen?

Amtm. Wenn man vorzüglich guten, oder wie Hr. Thaer sagt, **reichen** Boden, oder genug Dünger hat, wird man diesen Gewinn nicht zurücklassen. Indessen ersetzen diese Früchte, wie Hr. Thaer S. 293 sagt, die Wirkungen der Brache nie völlig, und einiger Abschlag des Getreides

ist immer bemerklich. „Es erklärt sich,
„sagt er, daß der Totalertrag des Getrei-
„des seit der Einführung des Erbsenbaues
„in der Brache abgenommen, und immer in
„dem Verhältniß stärker abgenommen ha-
„be, als man den Bau der Erbsen in der
„Brache vermehrte. Daher giebt es noch
„immer viele erfahrne Dreifelderwirthe,
„welche diese und ähnliche Früchte durchaus
„nicht in der Brache säen, und selbst ihre
„Nachbarn, die einer andern Meinung sind,
„müssen eingestehen, daß die Getreidarten
„jener reinen Dreifelderwirthe (welche reine
„Brache halten) die ihrigen beträchtlich
„überwiegen."

Pfarrer. Ist Hr. Medikus ein Drei-
felder- oder ein Wechselwirth?

Amtm. Da er zwei Felder mit Ge-
treid, und das dritte mit Hülsenfrüchten
oder Futterkräutern anzubauen lehrt, so ist
er offenbar ein Dreifelderwirth. Es ist
klar, daß ihm Hr. Thaer geradezu wider-
spricht, während er mit unserer Dreifelder-
wirthschaft, bei welcher wir Brache halten,
oder nur einen Theil derselben anbauen,
zufrieden ist, und eingesteht, daß sie auf
gutem Boden nach Beschaffenheit der Um-
stände den Vorzug vor dem Fruchtwechsel
haben könne.

Amtm. Herr Thaer hält keine Bra-
che, wie kann er also mit derselben zufrie-
den seyn?

Amtm. Er hält gewöhnlich keine Brache, sondern baut alle Aecker mit Getreide und kleinen Früchten an. Er behauptet, daß dieses in Norddeutschland nur in dem Falle möglich sey, wenn man nicht zwei Drittheile der Aecker, sondern nur die Hälfte derselben mit Getreide anbauet, weil nach seinen Erfahrungen das zweite oder das Sommergetreid nicht gut geräth. Er hat in Norddeutschland, Hr. Medikus in Brabant und in einigen Gegenden des Rheins und wir in Baiern Recht: wenn aber Hr. Medikus seine Lehren bei uns ohne alle Erfahrung befolgt wissen will, so hat er durchaus unrecht.

Pfarrer. Wir bauen nur darum mehr Getreid als in den nordischen Ländern, weil wir mehr Wiesen und Weiden haben; würden wir diese Wiesen unterpflügen, und zu Aeckern machen, so würden wir auf die Hälfte der Aecker vielleicht so viel Getreid als bei der Dreifelderwirthschaft auf zwei Drittheile der Aecker säen, folglich an Getreid nichts verlieren, und nebenbei die Hülsenfrüchte und Futterkräuter gewinnen.

Amtm. Ich gestehe, daß diese Einwendung der Fruchtwechselwirthe wichtig sey. Allein sie gründet sich nur auf eine gewiße Lokalität und Beschaffenheit des Bodens, und setzt voraus, daß die Wiesen und Weiden zum Getreidbau so gut wie unsere Aecker

taugen; und in diesem Falle stimme ich gern damit ein. Bei uns aber ist es insgemein ganz anders. Baiern besteht meistentheils aus Hügeln und Thälern: jene taugen vorzüglich zum Getreidbau, und diese zum Graswuchs. Das Getreid liebt Trockenheit, und das Gras Feuchtigkeit. Wer hierüber Erfahrungen gemacht hat, wird mir eingestehen, daß der Klee und die Futterkräuter auf den Höhen des Ackers allzeit magerer sind als auf der abhängenden Seite, und daß das Getreid in dem untern Theile desselben, besonders bei nassen Jahrgängen schlecht geräthet. Es wäre also eine verkehrte Wirthschaft, wenn man Hügel und Thäler, das ist den dürren und nassen Boden auf gleiche Art bebauen und behandeln wollte. Bei unserer Dreifelderwirthschaft sind in den Thälern lauter Wiesen, welche dort und da Naßgallen und feuchten Grund haben, und zwar nicht das beste, aber doch gutes, häufiges Gras tragen, aus welchem man wenigstens für die Pferde und Ochsen gutes Heu machen kann. Einen solchen Grund zum Acker machen, wäre gewiß sehr widersinnig. Hat die Weide schlechten Boden, welcher zum Getreidbau wenig taugt, so ist es wieder weit besser, denselben nach dem Rathe des Hrn. Thaer noch ferner als Weide, besonders für die Schafe zu benützen, und dadurch den von der Schafzucht zu hoffenden Vortheil, und die Vermehrung des Düngers

ohne Unkosten und Mühe zu gewinnen. Abgelegene Wiesen werden ebenfalls besser als Wiesen wie als Aecker benützt, besonders wenn nicht zu allen Zeiten Fahrten dazu gehen. Eben so widersinnig wäre es, wenn man Wiesen in der Ebene, welche dem Wasserspiegel gleich liegen, und insgemein zweimähtig sind, unterpflügen wollte. Solche Wiesen sind, wie Hr. Thaer behauptet, der größte Schatz des Landwirths, wodurch er seinen Ackerbau mächtig empor heben kann. „Unter der Voraussetzung, sagt er, „daß das Grasland zureichend, und nicht zur „abwechselnden Kultur brauchbar ist, muß „man der besondern Lokalität halber dem „Systeme der Dreifelderwirtschaft den Vor„zug einräumen.

Luzerner- Esparcette- und Hopfenbau, welche nach Beschaffenheit des Bodens vorzüglichen Nutzen gewähren, taugen ohnehin nicht zum Fruchtwechsel. Anstatt der Natur Zwang anzuthun, wird es weit besser seyn, daß wir unsern Kultursplan nach den Winken derselben einrichten.

Wirth. Ich gebe meiner Dreifelderwirthschaft auch darum den Vorzug, weil sie weniger Arbeiten und folglich auch weniger Unkosten verursacht. Man wird es uns nicht übel nehmen, daß wir unser Interesse berathen. Die Gelehrten behaupten ja selbst, daß der möglich höchste Gewinn der Zweck aller Landwirthschaft sey.

Bauer. Wenn man auch die Unkosten, welche der Fruchtwechsel verursacht, nicht achten wollte; so giebt es doch andere, wenigstens dermal unübersteigliche Schwierigkeiten, z. B. den großen Mangel an Dienstbothen, das zu kleine Betriebskapital und die innere Einrichtung der Gemeinden, welche nicht gestattet, daß man eine neue Kulturart mit zu großem Schaden der Nachbarn einführe. Ich führe hier als Beispiel an, daß die Kleinsöldner, wie wir schon oben bemerkt haben, zu Grunde gehen müßten, wenn die Weide in allen 3 Feldern und in andern Gründen aufgehoben würde.

Pfarrer. Wir haben aber öfter gehört und als richtig angenommen, daß mich mein Nachbar nicht hindern könne, wenn ich eine andere Kulturart wähle.

Wirth. Das Gesetz ist klar, und muß beobachtet werden; aber dasselbe verbiethet mir nicht, meine Kultur so zu führen, daß ich meine Nachbarn nicht zu Grunde richte. Wenn ein gutmüthiger Mann sich auf einige Zeit, um seinen Nachbar zu schonen, mit einem geringern Gewinn begnügt, so verdient er wenigstens nicht, daß man ihn dumm, eigensinnig oder boshaft schelte.

Amtm. Ich führe hier eine schöne Stelle aus H. Thaer S. 305 an. „Jene

„Einrichtungen, sagt er, erschweren freilich die „Vertauschung des Systems jedem einzelnen „Landwirthe sehr: es ist deshalb auch dem „einsichtsvollsten und thätigsten Landwirth „nicht zu verdenken, wenn er sich den „unendlichen oft damit verbundenen Schwie„rigkeiten nicht aussetzen, oder gar das „Unmögliche nicht unternehmen will, und „es vielleicht gar Unverstand verriethe, „wenn man bei der jetzigen Lage der Dinge „zu einem andern System übergehen wollte.“ Man soll seine Nachbarn nicht zu gewaltig vor den Kopf stoßen, wenn man nicht von dem Nutzen einer andern Kulturart überzeugt ist: aber zu weit darf man das auch nicht ausdehnen, denn sonst müßte die bessere Kultur vielleicht noch lange unterbleiben; besonders sollen sich die Richter angelegen seyn lassen, die Freiheit und Eigenthumsrechte nach dem Buchstaben der Gesetze schnell und thätig zu handhaben.

Pfarrer. Die Gelehrten können nicht widersprechen, daß die **reiche** Dreifelderwirthschaft vorzüglich gut sey, worunter man die Wirthschaft verstehet, bei welcher das Brach- oder dritte Feld ganz gedünget wird. H. Thaer versichert, daß man dabei am Winter- und Sommergetreide vom Morgen 10 Scheffel gewinne. Wenn nur halbes Brachfeld gedünget wird, was H. Thaer die vermögende Dreifelderwirth-

schaft nennt, so giebt der gedüngte Morgen 7, und der ungedüngte 41/2 Schäffel.

Amtm. Indessen gesteht doch H. Thaer, daß diese Wirthschaft vermögend, das ist: nachhaltig und dauernd, sey.

Man erlaube mir, hier den großen Unterschied des Ertrags in Baiern und in Norddeutschland zu bemerken. H. Thaer, welcher den Ertrag des besten Morgens auf 10 Scheffel angiebt, hat nicht nach dem Baierischen, sondern nach dem weit geringern Berliner Maß gerechnet, und gesteht, daß das ungedüngte Land nur zu oft vergeblich geackert werde, indem man wenig über die Aussaat gewinnt.

Bei uns ist der Boden in vielen großen Gegenden so vortrefflich, daß er die jährliche Düngung in der ganzen Brache gar nicht ertragen, sondern nur Lagergetreide hervorbringen würde. Auf solchem Boden erhält man weit mehr Getreide, wenn nur halbes Brachfeld gedüngt, oder das ganze, wie wir zu sagen pflegen, mit Mist nur überspreng wird. Bei uns ist also die Dreifelderwirthschaft, welche H. Thaer vermögend nennt, schon reich.

Pfarrer. Es hat keinen Zweifel, daß arme Dreifelderwirthe sich mit ihrem erschöpften Ackerfeld nicht mehr schwingen können: diese möchten vielleicht bei dem Fruchtwechsel Hülfe finden.

Amtm. Solche Bauern machen von Jahr zu Jahr weniger Dünger, und bauen eben darum auch weniger Getreid. Mit dem Getreid wird auch das Stroh weniger, und darum müssen solche Bauern, wenn sie auch fleißig arbeiten, immer ärmer werden. In diesem elenden Zustande kann man sich auch durch den Fruchtwechsel keine Hülfe verschaffen, wie H. Thaer S. 157 gesteht.

Wirth. Die Armuth ist das größte Hinderniß der Kultur, und gereichet dem Staate zum größten Schaden. Zehn arme Bauern verkaufen nicht so viel Getreid, als Ein vermögender. Der Getreidbau des Armen ist immer gering, und wird von Jahr zu Jahr geringer. Wenn er auf seinen ausgemagerten Aeckern Futterkräuter bauet, um mehr Dünger zu machen, so werden die Futterkräuter schlecht, und das Getreid und Stroh noch weniger. Die Abgaben haben ihren bestimmten Gang, und durch die Execution wird der ohnehin zu geringe Viehstand noch mehr vermindert. Muß ein solcher Bauer dem Grundherrn auch Getreid eindienen, so ist an eine Rettung gar nicht mehr zu denken.

Wenn er auch einige wenige Schäffel Getreid verkaufen kann; so kann der Erlös für die Dienstbothen, Handwerker, Reparationen der Gebäude, und zur Be-

zahlung der alten und neuen Abgaben an den Staat nicht erklecken.

Man spricht und schreibt immer von den Hindernissen der Kultur, und giebt sich das Ansehen, als ob man dieselben vertilgen wollte oder könnte: aber man sucht sie da, wo sie nicht zu finden sind. Hier, meine Herren, habt ihr das leibhafte politische Gespenst, das seit 10 Jahren so mächtig um sich greift: seyd Herkulese, und besteht das Abentheuer!

Amtm. Bei der Einführung des Fruchtwechsels und dem Anbau aller Felder werden die Arbeiten gemehrt, und es ist ein größeres Inventarium, das ist, mehr Vieh, mehr Baugeräthe und ein größeres Betriebskapital nothwendig. Alles das setzt H. Thaer als Bedingungen, ohne welche der beständige Fruchtwechsel nicht Statt haben kann.

Pfarrer. Ich sehe wohl, daß wir die Armen beiseit setzen und ihrem Schicksal überlassen müssen. Es ist zu bedauern, daß sich die Zahl derselben seit wenigen Jahren so sehr gemehrt hat. Wollen wir uns lieber mit der Kultur derjenigen beschäftigen, welche noch bei häuslichen Ehren sind.

Ich bin der Meinung, daß wir durch Einführung des Fruchtwechsels unsern guten und reichen Getreidbau nicht schwächen

sollen; aber wir könnten doch nach dem Rath des H. Medikus auch in die Brache bauen, wenn es wahr ist, daß der Klee, die Kartoffeln und Hülsenfrüchte den Acker nicht nur nicht schwächen, sondern auch düngen, wie viele, besonders rheinländische Gelehrte behaupten.

Amtm. Vor vielen Jahren hat man das behauptet, und unter dem erdichteten Namen eines Posthalters auf unsern O. R., welcher widersprochen hatte, ärgerlich geschimpft. Dermal ist man, Dank unserm ehrwürdigen Vater Thaer, von dieser Raserei zurückgekommen. Auch Herr Medikus bringt S. 69 der Wahrheit sein Opfer, da er gesteht, daß man obige Früchte nur alsdann als grundverbessernd ansehen könne, wenn sie das Vieh nach englischer Art auf dem Felde weiden, und nicht rein verzehrt. Er setzet zwar bei, daß die Aecker durch den beständigen Anbau lockerer gemacht, und die Unkräuter mehr, als durch die Brache vertilgt werden: ich bin aber der Meinung, daß die Brachäcker durch viermaliges, zu rechter Zeit geschehenes Pflügen und Eggen am lockersten gemacht, und die Unkräuter am sichersten und besten vertilgt werden, besonders, da die Schafe sie auf den Brachfeldern schon bei ihrem Entstehen verzehren, und nicht bis zur Besaamung

kommen lassen. Ich will hier nicht weitläufig seyn, da Herr Medikus durch H. D. Thaer und alle neuern Oekonomen, welche die Natur und Erfahrungen zu Rath ziehen, hinlänglich widerlegt wird.

Pfarrer. Vermuthlich ist es Herrn Medikus bei obigem Geständniß, daß die Sommerfrüchte die Fruchtbarkeit des Ackers schwächen, nicht recht Ernst. Er allegirt S. 70 eine Stelle aus Eckarts Experimental-Oekonomie, wo es heißt, „der „Acker werde von dem Erbsen-Wachs„thum gar nicht ausgesaugt oder entkräf„tet, sondern vielmehr davon so locker „und mürbe, auch von allem Unkraut so „rein, daß im folgenden Jahre alle Früchte „vortrefflich darin wachsen." Wenn Eckarts Meinung richtig wäre, so müßte H. Medikus den eingestandenen Satz zurücknehmen.

Amtm. Das folgte offenbar daraus. Wenn H. Medikus die Meinungen der alten rheinländischen Theoretiker, welche durch die berühmtesten und erfahrensten Männer bereits überflüßig zu Recht gewiesen worden sind, wieder aufwärmt, so muß man sich mit ihm, ungeachtet man ihm alle mögliche Achtung schuldig ist, in keinen weitern unnöthigen Streit einlassen. Ich weiß aus vielen Erfahrungen, womit auch die meiner Nachbarn übereinstimmen, daß nach Erbsen im Brachfelde allzeit ein

schlechterer Rocken, als auf den ordentlich gebrachten Aeckern gewachsen ist. Wenn mit Autoritäten gedienet ist, so setze ich dem H. Medikus den erfahrnen und ersten Oekonomen H. Thaer entgegen, welcher S. 293 behauptet, daß ein guter Getreidbau mit dem Bau der Erbsen in der Brache nicht bestehen könne.

Gründe, sagt H. Thaer S. 301, welche zwey Jahre nacheinander Getreid, und im dritten Jahre Klee oder Hülsenfrüchte tragen, können ihrer Seltenheit wegen nicht in Betracht kommen. Auf sie hat der Fluch nicht gewirkt, der bei Adams und Evas Austritt aus dem Paradiese auf den Boden gelegt ward. Die große Mißlichkeit, heißt es S. 377, des Gerathens des Klees, und die Unzulänglichkeit seiner Aernten hat sich so häufig gezeigt, daß dieses System, außer einigen glücklichen Distrikten, keinen Fortgang gewinnen konnte, vielmehr wieder aufgegeben werden mußte, und mit demselben zugleich auch die Stallfütterung. Baiern ist von dem Fluch, welcher zu Adams Zeit auf den Boden fiel, nicht oder nur in einigen Gegenden frei geblieben: aber wir schätzen uns doch glücklich, daß wir zwei Jahre nacheinander gutes Getreid bauen,

und im dritten, oder gar erst im sechsten Jahre Brache halten müssen. Möchten diejenigen, welche über die Brache spotten, nachlesen, was H. Thaer hiervon S. 296 und 297 sagt.

Die Meinungen der Herren Thaer und Medikus über diesen Gegenstand sind verschieden. Jener behauptet, daß der zweijährige Getreidbau nacheinander und der Anbau der Brache höchstselten bestehen können; dieser aber kann den Nutzen dieser Kultur nicht genug rühmen, und behauptet sogar, daß sie leichter als andere Verbesserungen sich einführen lasse.

Pfarrer. Wir müssen es Herrn Medikus nicht übel nehmen, daß er uns den Vorzug seines verlassenen glücklichen Vaterlandes und seiner interessanten geistig- und körperlich thätigen und sehr gewandten Landleute, und zugleich seinen Unwillen über unsere Vorurtheile und unsern angeerbten Zustand zu erkennen giebt: aber er verzeihe uns, wenn wir das, was er unter seinem milden Himmelsstriche gesehen hat, nicht erreichen können, und wenn wir ihm sagen, daß unsere Landleute und die baierischen Soldaten doch auch keine Pagoden sind. Wenn er fortfährt, uns unsern tiefen Abstand von den glücklichen Gegenden des Rheins fühlen zu lassen, und selbst den

Ueberfluß unsers Getreides als ein Zeichen unserer Armuth erklärt, so schreckt er uns noch weiter zurück, und erweckt wenigstens keine Industrie.

Wirth. Darum machen mir die Herrn, welche immer von Kultur schwätzen, manchmal den Kopf warm: sie meinen, es gehöre dazu nicht mehr als Fleiß und guter Wille. Man schreit immer: Stallfütterung und Fruchtwechsel, Vorurtheil ꝛc. Wie können solche Herren über die Landwirthschaft, welche sich auf Erfahrungen gründet, absprechen, da sie keine Erfahrungen haben?

Amtm. Glücklicher Weise haben nun die einsichtsvollern Oekonomen diese Schreier zurecht gewiesen. Hr. Thaer sagt S. 375, daß man die Stallfütterung auf sandigem Boden, welcher weniger als 25 Procent Lehm und Humus enthält, nicht einführen könne, und gesteht, daß diesem Boden die Ruhe und der Weidegang besonders nützlich sey, um ihm die Bindung zu geben, welche er bei zu häufiger Beackerung verliehrt: auch ist er für die Schafe mehr wie für Rindvieh geeignet, deren Stallfütterung auf solchem Boden nicht paßt. Der Futterwachsbau für den Sommer ist hier der dürren

Zeiten wegen auch bei zureichender Düngung noch immer sehr mißlich.

Wirth. Einem so gelehrten Mann werden ja die Stuben-Oekonomen, welche aus Büchern ein Allerlei zusammentragen, und die Kultur nach ihrer Phantasie anordnen, nicht zu widersprechen getrauen.

Amtm. Jeder hat seine Meinungen und Vorurtheile, und wir sind davon vielleicht am wenigsten frei. Durch Widersprüche kömmt die Wahrheit an den Tag.

Pfarrer. Herr Medikus behauptet auch S. 59, daß diejenigen, welche Brache halten, dazu durch das gemeinschädliche Vorurtheil von vermeinter Nothwendigkeit der Ruhe des Bodens verleitet werden. Allein auch kein dummer Bauer glaubt, daß der Acker wie der arbeitsame Ochs einer eigentlichen Ruhe bedürfe.

Er predigt den Anbau der Brache nach dem Beispiel der Rheinländer, und beweist uns durch dieselben die physikalische Möglichkeit: allein, wir haben in Baiern selbst große Gegenden, wo keine Brache gehalten wird; wozu brauchen wir also die Ausländer? Wenn man in einem oder andern Ort die Brache aufheben will, so gehen wir nicht an den Rhein, sondern zu unsern Brüdern am Inn, an der Rott ꝛc. Warum stellt uns Hr. Medikus nicht diese als Beispiel auf? Freilich

sind wir in Baiern nicht so geschickt, daß wir, wie H. Medikus S. 83 von den pfälzischen Bauern versichert, den Luzerner Klee in den Fruchtwechsel aufnehmen könnten, weil er, wie der Hopfen und die Esparcette, viele Jahre ohne Wechsel in besondern Koppeln stehen bleibt. Ueber diese Kunst wird selbst H. Thaer erstaunen, oder glauben, daß diese Künstler nicht verstehen, was Fruchtwechsel ist.

Amtm. Es giebt mehrere Ursachen, welche die Brache nothwendig machen: genug, daß auch Hr. D. Thaer, der Vater der Fruchtwechselwirthschaft in Deutschland, dieselben einsieht, und nach Beschaffenheit der Umstände auch selbst bracht. Kein vernünftiger Oekonom wird mehr Brache halten, als nothwendig ist, oder des Getreides und der Futterkräuter entbehren wollen, welche er mit Nutzen bauen könnte. Hr. Medikus allegirt S. 61 eine Stelle aus dem berühmten Hrn. von Humbold, welche sehr treffend und richtig ist. „Der Bauer, sagt er, oft zu „arm, um sein Feld düngen zu können, „ist genöthigt, zu den wohlthätigen Ein„flüssen der Atmosphäre seine Zuflucht zu „nehmen. Die gepflügte Erde bleibt mit „der Luft in Berührung.“ Eben so lehrt auch Hr. D. Thaer S. 238, daß die Brache den Acker nicht nur locker und

rein mache, sondern ihm auch eine nährende Kraft und Fruchtbarkeit ertheile.

Man sieht klar, daß Hr. Medikus in Ansehung seiner Meinungen und anderer Rheinländischen Theoretiker, in Verlegenheit ist. Er getrauet sich nicht, den neuesten Erfahrungen und Lehren der gelehrtesten Oekonomen geradehin zu widersprechen, will aber auch die von ihm und den Seinigen ausgesprochenen Meinungen nicht widerrufen, und glaubt vielleicht, daß darunter sein Ansehen und die Hochachtung, welche man ihm schuldig ist, leiden würden. Er will daher Allen Alles seyn, und spricht sich, was allen Kompilatoren gemein ist, bald für diese, bald für andere entgegengesetzte Meinungen aus. Möchte er sich lieber nach dem Beispiel des Hrn. D. Thaer, dessen Ruhm und Verdienste kein Oekonom erreichen kann, richten, welcher seine Meinungen, durch neue Erfahrungen belehrt, auch manchmal geändert hat. Ein ökonomischer Schriftsteller, dem es vorzüglich um das Wohl seines Vaterlandes zu thun ist, entsagt gern seinen Vorurtheilen, und huldigt ganz allein der Wahrheit.

Pfarrer. So hat H. Medikus S. 67 behauptet, daß die Grund- und Gerichtsherren in Hollstein und Mecklenburg die Dreifelder- oder Wechselwirthschaft von darum nicht einführen, weil ihre unterge-

denen Bauern die Hand- und Spanndienste leisten müssen, und ihre Feldarbeiten häufig und größtentheils durch Leibeigene verrichtet werden. Der Fruchtwechsel und die Dreifelderwirthschaft erfodern weit mehr Arbeiten und geben weit mehr Früchte, als die Hollsteinische Wirthschaft. Die Frohne wäre also bei denselben für die Grund- und Gerichtsherren eine erwünschte Sache. Entweder mißkennt man daselbst den Nutzen einer bessern Wirthschaft, oder der Boden und andere Umstände müssen so beschaffen seyn, daß man dieselbe nicht einführen kann.

Amtm. Manchmal übertreibt H. Medikus die Sache zu sehr. So behauptet er S. 83, daß die Luzerne bei der größten Dürre am besten stehe, während andere Gewächse zu Grund gehen. Am besten? Die Luzerne und Bärlappe können zwar wegen ihrer tiefen Wurzeln die Dürre mehr als andere Gräser aushalten; sie stehen aber doch besser, wenn der Jahrgang nicht gar zu trocken ist. Daß man die Luzerne, nach der Lehre des H. Medikus, schon nach 6 oder 9 Jahren unterpflügen soll, kann ich nicht gutheißen. Mein Luzerner Klee ist nach 20 Jahren noch im besten Wachsthum. Wo der Boden nicht ganz für die Luzerne taugt, oder wo sie nicht von Zeit zu Zeit gedüngt wird,

da mag man sie freilich nicht so lange stehen lassen können: allein solchen Falls soll man sie lieber gar nicht anbauen. Wer wird die vortreffliche Luzerne, deren vorzüglichen Werth schon der Preussische Graf von Herzberg so sehr gerühmt hat, nach 6 oder 9 Jahren unterpflügen wollen, da sie noch im besten Wachsthum steht?

Pfarrer. Hr. Medikus hat in der Anzeige seines Entwurfs eines Systems der Landwirthschaft behauptet, daß wir in Baiern die Luzerne und den Reps noch nicht kennen, und doch hat man mich versichert, daß der Hr. Amtmann diese Früchte schon seit 34 Jahren baue.

Amtm. Dergleichen Vorwürfe sind wir schon gewohnt.

Pfarr. Hr. Medikus behauptet, daß die Luzerne am besten gerathe, wenn sie unter Gerste gesäet wird: Ist das richtig?

Amtm. Die Luzerne und der Klee gerathen gut unter der Gerste, aber die Gerste geräth nicht gut unter ihnen. Da der Klee zur Zeit, da die Gerste gemäht wird, schon erwachsen ist, so braucht diese um einen ganzen Tag mehr zum Trocknen als eine andere: auch wird sie insgemein schwächer am Korn, und taugt weniger zum Brauen. Diesen Fehler hat sie mit jeder Art Gerste gemein,

unter welcher viel Gras gewachsen ist. Ich baue daher den Klee weit lieber unter den Haber, unter welchem er eben so gut als unter der Gerste wächst. Der Haber leidet dadurch nicht im geringsten, und verliert nichts an seiner Güte, wenn er auch 8 Tage oder noch länger nicht eingefahren werden kann.

Pfarrer. Allein der Haber hat insgemein keinen so großen Werth wie die Gerste.

Amtm. Jeder Landwirth baut doch auch Haber, er mag ihn also gar wohl mit Klee bauen.

Pfarrer. Hr. Medikus ist S. 119 der Meinung, daß die auf gedüngtem Acker gewachsene Gerste nicht zum Brauen tauge: hat man hierüber keine Erfahrung?

Amtm. Als ich noch eine Brauerei hatte, habe ich viel solcher Gerste von Bauern gekauft, welche den Dünger zur Gerstensaat aus Städten kauften, und sie taugte so gut zum Brauen wie jede andere.

Pfarrer. Hr. Medikus spricht wenig von seinem neuen Vaterland, und wenn er davon Erwähnung macht, so erscheint überall seine Abneigung, und diese ist vielleicht Ursache, daß er uns immer seine Notizen von seinem alten Vaterland und entfernten Provinzen mittheilt, und das

übersieht, was ihm vor Augen liegt. Wenn er von den Eigenschaften des Gipses im Pays de Vaux spricht, so sagt er uns kein Wort von unsern eigenen vielen und reichen Gipsbrüchen. Dadurch überzeugt er uns hinlänglich von seinen vielen Reisen und seiner großen Belesenheit, aber er überzeugt uns nicht von seinem Interesse an dem Wohlstande seines neugewählten Vaterlandes, dessen Reichthum an Getreide er für einen Beweis seiner Dürftigkeit erklärt: so muß ihm selbst das, was uns über andere Länder erhebt, zum Vorwurf dienen.

Amtm. Welch großen Lärmen machte man vor einigen Jahren mit den Dunstschornsteinen? Nach der Meinung einiger Rheinländischen Gelehrten hätte das Vieh ohne dieselben zu Grunde gehen müssen. Der Baiersche O. R. hat aus eigener Erfahrung behauptet, daß dieselben kostbar und unnütz seyn, wenn die Ställe gehörig gebaut und mit tauglichen Fenstern versehen sind. So sehr man auch damals wider ihn schimpfte, so gesteht nun doch H. Medikus diese Wahrheit S. 169 ein.

Pfarrer. Was soll man von den Gullenlöchern oder Kuhgräben halten, welche H. Medikus S. 169 und andere Gelehrte so sehr rühmen. Diese Gräben werden in dem Stall hinter dem Viehe angebracht,

damit der Urin in dieselben laufe. Der Mist und die herbeigefahrene Erde werden täglich eingelegt, fleißig umgerührt, und so ein Dünger-Kompost gemacht, welcher von Zeit zu Zeit in die Düngerstätte gebracht wird. Dieser Kompost soll die Fruchtbarkeit weit mehr vergrößern, als Urin, Erde und Mist, jedes besonders auf die Aecker und Wiesen gefahren.

Amtm. Den großen Nutzen eines solchen zur Gährung gebrachten Düngerkomposts kann man mit Vernunft nicht widersprechen; man wird aber auch eingestehen müssen, daß solche tiefe mit Urin gefüllte Löcher an den Mauern denselben verderblich seyn, und in den Ställen, wie sie dermal sind, der gehörige Raum dazu mangle. Die Dielen, womit diese Löcher bedeckt sind, verfaulen sehr bald, und können leicht Anlaß zu einem Unglücke geben. Nebenbei ist diese Arbeit sehr schmutzig, und die Dienstbothen werden sich in einem Lande, wie bei uns, wo großer Mangel an denselben ist, und kein Dienstzwang statt hat, kaum dazu bequemen. Auch werden dadurch die Arbeiten sehr vermehrt, besonders wenn man täglich Erde einfahren, und in den Güllenlöchern mit Mist und Urin vermischen soll. Der praktische Oekonom weiß, daß er oft die nützlichste Arbeit bloß darum unterlassen muß, weil das Nothwendige zuvor geschehen soll.

Was ich hier sage, ist bloße Meinung, weil ich von diesem Kompost aus Erfahrung nicht sprechen kann.

Ich will hier nur anführen, wie ich mit meinem Dünger verfahre: gelehrte Männer mögen alsdann urtheilen, wie weit ich mich dieser neuen Verbesserung mit dem Kompost schon vor 34 Jahren genähert habe.

Mein Stall ist von beiden Seiten mit aufgestellten Ziegelsteinen gepflastert, und gegen die Mitte etwas abhängig, wo der Urin zusammen, und durch die in der Mauer befindliche Rinne läuft. Der Dünger wird täglich an die Mauer zurückgeschlagen, aber wöchentlich nur dreimal aus dem Stalle gebracht. Außer der Mauer, wo sich der Urin sammelt, liegt der ganze Düngerhaufen umher, doch wird einiger Raum für den auslaufenden Urin frei gelassen. Wie sich der Düngerhaufen aufthürmt, so bildet er gleichsam einen Behälter für den Urin, wiewohl hiervon auch etwas in den Düngerhaufen durchsitzt. Damit aber auch die entfernten Theile des Düngerhaufens die nöthige Feuchtigkeit und Gährung erhalten, so wird der gesammelte Urin in einer hölzernen Rinne umher gegossen, wodurch der Düngerhaufen überall eine ganz gleiche vortreffliche Güte erhält. An dem tiefsten Ort der Düngerstätte läuft der überflüßige Urin, besonders bei anhal-

kendem Regen, durch einen gemauerten Kanal in die Pferdschwemme, und wenn diese voll ist, wieder in eine große Grube des Gartens, wo er mit einer hölzernen Rinne ausgeschöpft, oder in einem Faß auf die Wiesen gefahren wird. Dieser Urin, welcher schon so lang in der Düngerstätte, in der Schwemme und in der Grube des Gartens aufbehalten ist, brennt das Gras nicht aus wie der frische Urin, besonders weil er auch mit Regenwasser gemischt ist. Die Düngerstätte ist zwar tief, aber durchaus mit groben Steinen und Ziegeltrümmern beschüttet, und so angelegt, daß man überall, nur nicht an der Seite des Kuhstalls, bequem ausfahren kann. Sobald der Dünger auf die Aecker und Wiesen gefahren ist, welches jährlich zweimal geschieht, wird in die leere Düngerstätte durchaus Erde gefahren, wozu ich zu meinem Viehstande von 50 oder 60 Stück beiläufig 20 vierspännige Fuhren brauche. Diese Erde wird in Zeit von 3 Wochen mit Dünger belegt, und sodann noch zwei oder dreimal Erde aufgefahren, und allzeit wieder mit Dünger vermischt. In dieser Erde sammeln sich die aus dem Dünger und dem ausgegossenen Urin durchsitzenden fruchtbaren Theile, wodurch dieselbe in Gährung kömmt, eine grau-blaue Farbe erhält, und, wenn ich mich nicht irre, nicht viel schlechter als ein Kompost seyn mag.

Da die Erde so vielen und den bessern Theil des Urins einsaugt, so läuft hiervon nicht viel weg, und auch dieser wird so fleißig gesammelt, daß nichts unbenutzt entkommen kann. Zwei oder drei Monathe zuvor, ehe der Dünger ausgefahren wird, lasse ich keine Erde mehr in die Düngerstätte bringen; denn der später gemachte Mist würde, mit Erde vermischt, weniger zur Gährung und Faulung kommen und strohartig bleiben. Auch würde das Aufladen desselben weit beschwerlicher seyn.

Vielleicht wird man einwenden, daß mein Dünger, welcher nur zweimal im Jahre ausgefahren wird, zu sehr in Faulung gehe. Allein eben die eingefahrene Erde verhindert die zu schnelle Verfaulung des in der Tiefe lang liegenden Düngers.

Pfarrer. Ich kann zwar dem Hr. P. Medikus nicht beistimmen, wenn er S. 196 behauptet, daß sich unser Ueberfluß an Getreide auf das, was man innere Dürftigkeit nennt, auf die geringe Stufe von staatswirthschaftlicher Vollkommenheit gründe, sondern glaube vielmehr, daß wir der Gottheit für diesen Segen des Vaterlandes danken sollen: indessen möchte es doch wohlgethan seyn, wenn wir viele Fabriken, wie in Sachsen, Schlesien ꝛc. hätten. Es könnte uns gleichgültig seyn, ob das überflüßige Getreid

von Ausländern oder von unsern Fabriken im Lande gekauft und verzehrt, und von diesen durch den Verkauf ihrer Waaren fremdes Geld in unser Land gebracht würde.

Amtm. Wenn wir die Lage unsers Landes betrachten, so ist sie für Fabriken und Manufakturen ungünstig, und es ist klar, daß uns die Natur vorzüglich zum Getreidbau bestimmt hat, womit wir unsere Nachbarn, denen sie diesen Segen verweigert, ernähren sollen. Unsere beste Handelswaare ist Getreid, eine Waare, welche unsere Nachbarn nicht entbehren können, und bei Kriegs- und Mißjahren auch in entfernte Länder geführt wird. Der Ueberfluß des Getreides ist also wenigstens bei uns kein Beweis der Dürftigkeit, sondern des National-Wohlstandes, wodurch das wieder ersetzt wird, was wir aus andern Ländern zu holen brauchen.

Continuo has leges aeternaque foedera certis
Imposuit natura locis. Virg. Georg L. I. 60.

Der gute Getreidbau ist das beste und sicherste Mittel, die Bevölkerung des Landes zu mehren, und wenn schon durch dieselbe eine größere Konsumtion des Getreides im Innern entsteht, so mehren sich

aber auch solchen Falls die Arbeiten und die Kultur des Getreides, so, daß wir an demselben immer einen beträchtlichen Ueberfluß haben.

Wirth. Der Reichthum des Getreides soll ein Beweis der Dürftigkeit des Landes seyn? Wie hämisch! Ist denn nicht auch der Verkauf des Weins und der Fabrikate ein Beweis der Dürftigkeit? Wenn jemand so etwas behauptet, so möchte ich ausrufen: **Verachte Alles, und man wird glauben, daß du Alles besser zu machen verstehst!** Man mag uns immer necken und schulmeistern; es giebt doch kein Land, wo so viel Getreid gebaut wird, wie in Baiern. Oder wo sind die Getreidfelder größer, und die Aecker schöner und reicher, als bei uns? Wir haben mit unserer Dürftigkeit schon öfter 300,000 Mann und 100,000 fremde Pferde genährt, und doch konnte man nicht über Theuerung oder Mangel klagen. Eben in dem besteht der große Vorzug unsers Vaterlandes, daß wir, wenn auch der Einfluß des fremden Geldes minder wird, an Nahrung keinen Mangel leiden. Es giebt keinen Jahrgang, in welchem wir nicht Getreid ausführen: ist es wenig, so ist es desto theurer, und so bleibt der Einfluß des Getreides allzeit bedeutend. Der Reichthum der Fabriken bleibt immer

unsicher und ungewiß. Die Nachbarn können ähnliche, vielleicht bessere Fabriken errichten, oder die Fabrikate können sonst keinen Debit mehr haben. Wäre England nicht weit glücklicher, wenn es den Getreidbau mehr kultivirt hätte? Es muß jährlich um einige Millionen Getreid in den entferntesten Ländern kaufen, während seine übermäßigen Fabrik-Waaren keinen Werth mehr haben, und die müßigen Fabrikanten, welche nun zum Ackerbau nicht mehr zu brauchen sind, Bettler oder Räuber werden?

Auch Sachsen, Schlesien rc. haben es erfahren, welch ein Unglück es ist, wenn das Getreid bei Mißjahren für das Landvolk und die Städter kaum erkleckt, und nicht erklecken kann, wenn zugleich eine Menge Fabrikanten genährt werden soll. Diese und die Gebirgsleute trifft alsdann insgemein das Loos, daß sie keine menschliche Kost mehr zu genießen haben, und Hunger leiden müssen; wornach, wie die Erfahrung lehrt, gefährliche Krankheiten entstehen, welche sich unter der ganzen Nation verbreiten.

Eben dieses Unglück entsteht in solchen Ländern bei Kriegszeiten, und es wird dasselbe noch weit größer, weil die Fabriken und Manufakturen aus Mangel des Gewerbes keinen Debit mehr haben. Wer kauft im Kriege feine Leinwand und andere

kostbare Fabrikate, da die Menschheit im größten Elende schmachtet? Können die Fabrikanten ihre Waaren in dem größten Sturme und der allgemeinen Verwirrung verfertigen? Die Plünderungen der Fabriken sind in Kriegszeiten weit verderblicher, als bei den Landleuten, welche vom Getreidbau leben. Die Soldaten sind insgemein mit Speis, Trank und Fourage zum täglichen Gebrauch zufrieden. Wenn sie auch mehr nehmen wollten, so könnten sie es nicht fortbringen: aber an Fabrikaten kann man auf einen einzigen Wagen einen Werth von 10= oder 20,000 fl. aufpacken, wodurch der Fabrikant sein stehendes Kapital in kurzer Zeit verliert und ganz ruinirt wird. Der Landmann kann im Kriege nur sein Betriebskapital und einige Geräthe verlieren, aber seine Aecker und Wiesen bleiben ihm liegen. Er ärndet und mäht wieder, und erholt sich in kurzer Zeit. Kein Land hat die Last des Kriegs seit mehrern Jahren so oft und so lang wie Baiern getragen, und doch leiden wir, so arm wir auch an Geld sind, keinen Mangel am Nothwendigen. Wenn man nur die Ausgaben für Wein, Zucker und Kaffee, welche den Soldaten gereicht werden mußten, berechnet, so muß man sich wundern, daß bei uns noch baares Geld im Umlauf ist.

Wir wollen uns also Glück wünschen, und uns über den Vorzug unsers Vater-

Landes erfreuen, das uns reichlich nährt, und uns in den Stand setzt, auch unsern Nachbarn zu helfen. Der Getreidbau ist der größte Segen des Himmels; er verschafft den Bürgern Gewerbe, befördert die Ehen, und mehrt die Bevölkerung; er setzt die Nation in allgemeine Thätigkeit, vergrößert den Körperbau, und gibt Stärke, Muth und Munterkeit. Sollte das Getreid, was sehr selten geschieht, zu wohlfeil werden, so giebt es Auswege genug, um sich Gewinn zu verschaffen. Man wird mehr Vieh masten, Reps, Krapp, Färberröthe und vorzüglich mehr Hopfen bauen, den wir bisher noch immer aus einem fremden Lande kaufen müssen. Die Mast mit Getreid ist weit vollkommener als mit andern Früchten. Ein solches Vieh verliert an Fleisch und Fette durch das weite Treiben sehr wenig, und wird von den Fleischhackern vorzüglich gesucht.

Pfarrer. Was halten Sie, Herr Amtmann, von der Schrift des H. Medikus: **Entwurf eines Systems der Landwirthschaft?** Schon dieser Titel scheint mir sehr parador zu seyn. Die Landwirthschaft ist keine Wissenschaft. Sie stellt keinen allgemein gültigen Grundsatz auf, aus welchem alles Uebrige hervorgeht: wie kann man also bei diesem Gewerbe, welches den möglich höchsten

nachhaltigen Gewinn zum Zweck hat, ein System aufstellen?

Amtm. In einigen ökonomischen Schriften ist manchmal die Rede von allerlei Systemen, in einem sehr unrichtigen Sinn gesprochen, wodurch man nichts anders als gewiße Kulturarten oder Wirthschaftsplane andeuten will: so giebt es Hollsteinische, Mecklenburgische, Brabantische, Rheinländische, Englische, Drei- und Vierfelderwirthschaften, wovon bald diese bald jene in einer Gegend oder Provinz mit vielen Modifikationen und Abweichungen die herrschende ist. Beinahe jeder Landwirth hat ein eigenes System oder sonderbare Kulturart nach Beschaffenheit seines Bodens, Klima, Vermögens und seiner Lage. Dem Titel dieser Schrift gemäß sollte man glauben, daß es nur Ein Landwirthschafts-System gebe.

Pfarrer. Der Ausdruck: **Ein System der Landwirthschaft** ist also wenigstens auf dem Titel eines Lehrbuchs für Akademiker sehr unpassend und unschicklich: wie kann man von Einem System sprechen, da es deren so viel, und im eigentlichen Sinne gar keines giebt?

Amtm. Seit langer Zeit haben sich einige Gelehrte, besonders die Rheinländischen bemüht, die Regierungen zu bereden,

dem Feldbau ein gewißes System oder eine gewiße Form vorzuschreiben; sie hatten aber glücklicher Weise wenigstens in Baiern keinen Eingang gefunden, sondern wir genoßen immer die Freiheit der Kultur und des Eigenthums, welche unser O. R. schon seit 30 Jahren vertheidigte. Nun hat man sich endlich überall überzeugt, daß die Regierungen in Ansehung der Kultur nichts anders zu thun brauchen, als die Hindernisse derselben wegzuräumen, und jedermann die völlige Freiheit der Kultur zu überlassen, ohne daß man von andern in Ausübung derselben gestört werden könne. Die Wahrheit hat überall gesiegt, und nun wundert man sich, wie es einigen Gelehrten habe einfallen können, daß bei der Kultur der Erde Zwanggesetze oder bestimmte Normen eintreten sollten. Es ist also keineswegs wahr, was Hr. Medikus in seiner Zueignungsschrift behauptet, daß die Baierische Regierung **dem Feldbau eine Form** vorgeschrieben habe.

Pfarrer. Ungeachtet des Titelblatts hat Hr. Medikus doch in seiner Schrift kein System gelehrt.

Amtm. Das ist noch das Beste, was er gethan hat.

Pfarrer. Aber eben darum ist dieser Titel noch unschicklicher.

Amtm. Er hebt doch die Rheinländische Wirthschaft vor allen andern empor. Die ganze Welt gesteht ihm ein, daß sie vor vielen andern den Vorzug habe, daß sie aber auch die schlechteste wäre, wenn man sie in einem kältern Klima oder auf schlechterm Boden in Ausübung bringen wollte. Hr. D. Thaer erklärt den Fruchtwechsel für die vorzüglichste Kulturart im nördlichen Deutschland, wo das Getreid, zweimal nacheinander gebaut, beim Sommerbau öfters mißräth; gesteht aber gern, daß die glücklichen Brabanter und andere südliche Gegenden bessere Kulturarten haben. In den Annalen desselben wird öfter wiederholt, daß er weit entfernt sey, seinen Fruchtwechsel für die beste Kulturart aller Länder zu erklären. Unter vielen andern führe ich hier eine Stelle aus dem 5ten Jahrgang der Annalen 1809 May und Junius S. 535 an. „Man würde durch-„aus irren, heißt es, wenn man glaubte, „Hr. D. Thaer wolle die Fruchtwechselwirth-„schaft als ein einziges Wirthschaftssystem „für alle Länder, für alle Bodenarten und „für alle Lokalverhältnisse angewendet wis-„sen. Er empfiehlt vielmehr, zuerst die „Eigenschaften des Bodens genau kennen „zu lernen, alle Lokalverhältnisse sorgfäl-„tig zu beurtheilen, nach deren Beschaf-„fenheit allein den allgemeinen Wirthschafts-„plan zu bilden. — Kurz, jeder Unter-

„schied des Bodens, und das in Rücksicht
„des Landwirths, der vorhandenen oder
„nicht vorhandenen natürlichen Hülfsmit-
„tel, der Bevölkerung, der Arbeits- und
„der Produkten-Preise und des anzuwen-
„denden Betriebskapitals so sehr verschie-
„dene Lokale erfordert, nach dem thaeri-
„schen System, auch jedesmal eine andere
„Feldeintheilung, eine andere Art von Kul-
„tur- oder Ackersystem, und eine andere
„Behandlungsweise.

Pfarrer. Was will also Hr. Medikus mit seinem prächtigen Titel: **Ein Landwirthschaftssystem?** Er hätte besser gethan, wenn er mit seiner Schrift noch ein Paar Monate zugewartet hätte, bis des Hrn. Thaer **rationelle Landwirthschaft** erschienen wäre, wo er einen weit ordentlichern Plan, Einrichtung und Eintheilung, und auch weit bessere **Grundsätze** gefunden hätte, welche ihm zum Muster hätten dienen können. Noch besser hätte er gethan, wenn er seine chaotische Schrift ganz unterdrückt, und seinen Schülern dieses neue Lehrbuch des Hrn. D. Thaer in die Hände gegeben hätte.

Der vernünftige Mann ist allzeit auch bescheiden: Hr. Thaer sagt in seinem Titelblatt nichts von einem System, sondern kündigt nur **Grundsätze der rationellen Landwirthschaft** an, und da er

damit die ökonomischen Bibliotheken überflüßig macht, so leistet er uns einen unschätzbaren Dienst.

Amtm. Ohne Zweifel hat Hr. Medikus nichts anders als ein Kompendium eines ökonomischen Lehrbuchs schreiben wollen, was ihm aber sehr mißlungen hat. Zu weitläufig an Citationen und Ausschweifungen, und zu kurz und leer an Grundsätzen, sind seine Meinungen bloß empirisch, auf Autoritäten und bloße Nachrichten und Versuche in andern Ländern, welche von unserm Vaterland an Boden und Klima sehr verschieden sind, gebaut. Seine Schrift besteht in bloßen Kompilationen von Fragmenten, und in einem Gemenge sich widerstreitender Resultate heterogener Erfahrungen, in bloßen Citationen und in einem vollständigen Register seiner ökonomischen Bücher, welche in ordentlich gezählten Paragraphen seinem System einverleibt worden. In dieser Hinsicht besitzt diese Schrift freilich **die höchste Vollständigkeit**, wie in einer Anzeige derselben in den Heidelberger Jahrbüchern (Jahrg. II. 11 Heft) gesagt wird, **und zeichnet sich vor vielen ähnlichen aus.** *) Schwer ist das freilich nicht, aber

*) Das in dieser Anzeige ertheilte Lob wird in der jüngst erschienenen Rezension dieser Schrift (Heidelb. Jahrb. Jahrg. II. 52. H.) freilich etwas

parador und auffallend, besonders bei einem Kompendium, wo man blosse ökonomische Artikel aufzählt, vermuthlich in der Absicht, damit sie der Lehrer bei seinen Vorlesungen nicht vergesse. Es ist daher zu bewundern, wie ein akademischer Lehrer sich einem so mechanischen todten Geschäft habe widmen können, der gemäß seiner Vorrede sich mit dem Praktischen des **landwirthschaftlichen Objekts** mehr als andere Lehrer der Landwirthschaft bekannt, die Oekonomie nur als Nebensache ansehend, sich auf höhere Studien verwendet, und, wie er in seiner Vorrede sagt, die **Zeit weit nützlicher dem höhern Streben nach mehrerer Universalität von Kenntnissen zu gewendet.** Hält man dieses sogenannte System **der Landwirthschaft** und das neue Lehrbuch des H. Thaer mit dem bescheidenen Titel: **Grundsätze der rationellen Landwirthschaft** gegeneinander, so entsteht ein wahrhaft seltsamer Kontrast. Freilich sind auch die Gesinnungen und Ansichten dieser beiden Schriftsteller sehr verschieden: Hr. Medikus, der

herabgestimmt. Denn da heißt es gleich im Eingange, daß der Hr. Verf., welcher eine ausgebreitete Kenntniß der neuesten landwirthsch. Schriften besitze, „das neueste und wissenswürdigste zwar überall berührt, aber selten beurtheilt habe." Es scheint daher, daß dieses Werk selbst in dem Vaterlande des Hrn. Verf. den vielleicht erwarteten Beifall nicht recht finden wolle.

die engen Schranken seines Lehrbuchs so sehr bedauert, und darum, wie er versichert, die herrlichsten Dinge dieses Objekts zurück behalten mußte, kann an Registern und Citationen nicht satt werden, und Hr. D. Thaer gesteht, daß ihm dieses Geschäft zu kleinlich sey. Wenn es auch wahr wäre, daß die Marquise Marboeuf darum hingerichtet worden sey, weil sie Luzerner Klee gebaut hat: wozu dient diese Nachricht in einem System der Landwirthschaft? Hr. Medikus hat uns ja ohnehin schon überflüßige Beweise von seiner großen Belesenheit gegeben.

Pfarrer. Man möchte beinahe zweifeln, ob die Lehrstühle der Landwirthschaft auf Universitäten einen Nutzen geben. Hr. D. Thaer behauptet S. 18, daß ein solcher Lehrer keinen andern Zweck erreichen könne, als daß er dem Akademiker eine **Ansicht des landwirthschaftlichen Gewerbes** gebe. Es ist also vergebliche Mühe, wenn man die jungen Leute mehr als diese Ansicht lehren will, besonders da sich die Landwirthschaft, wie er S. 7 saget, nur auf Erfahrungen gründet. Dadurch gehen das Geld und die für Akademiker so kostbare Zeit verloren, welche sie weit nützlicher zu was Besserm verwenden könnten. **Man kann kaum erwarten, sagt er, daß ein praktisch-wissenschaftlicher Landwirth**

eine Lehrstelle auf Universitäten annehme, und ein anderer ist zu diesem Vortrage durchaus unfähig. Gemäß dem Ausspruche dieses großen Mannes taugen also weder die Lehrer noch die Akademiker zum Unterricht der Landwirthschaft auf Universitäten.

Die Akademiker, von allen Erfahrungen, ohne welche sich die Landwirthschaft nicht lernen läßt, entblößt, fassen den Vortrag nur halb oder ganz unrecht auf, und machen bei so verschiedenen Verhältnissen der Landwirthschaft in ihrem künftigen Leben eine verkehrte Anwendung ihrer verwirrten Begriffe, wodurch mehr Böses als Gutes entstehen muß. Es ist erbärmlich, wenn Beamte, denen einige theoretische, bei vielen Verhältnissen nicht anwendbare Sätze bekannt sind, ihre untergebenen Bauern die Landwirshschaft lehren wollen: Hebt die Brache auf, sagt mancher, so bekommt ihr mehr Getreid und Stroh, mehr Dünger und mehr Geld. Baut Luzerne, Esparcette oder Spergel, sagt ein anderer, so werdet ihr viel Milch, Butter und Käse, und großes schönes Vieh, wie die Tyroler und Schweizer haben, und eure armseligen Felder werden sich in ein Paradies verwandeln. Wollt ihr das nicht, so verdient ihr kein Mitleiden und keine Hülfe: fort zum —! Ein anderer sagte zu einem Obmann, welcher in der Mitte einer

großen vom Hagel getroffenen Gegend wohnt: Das habt ihr davon, wenn ihr so eigensinnig seyd: hättet ihr die Brache angebaut, so hättet ihr wenigstens im dritten Felde Getreid! Die Bauern dürfen zwar nicht lachen, wenn ihre Vorgesetzten so albern von der Landwirthschaft schwätzen, aber — Was soll man von Beamten denken, welche, auf die Bosheit und Dummheit der Schätzmänner schimpfend, ihre Taxationen mit stolzer Rohheit verwerfen, und die Bauergüter selbst schätzen? Man kann vom Beamten nicht fordern, daß er ein praktischer Oekonom, überall in seinem Bezirke ein lokal-praktischer Oekonom sey: aber thöricht ist es, wenn er es zu seyn scheinen will, und sich dadurch bei seinen Untergebenen lächerlich und verhaßt macht, und alles Vertrauen verliert. Weit vernünftiger handeln die Beamten, welche frei gestehen, daß sie von der Landwirthschaft nichts wissen und nichts wissen können, und sich in allen ökonomischen Fällen an peritos in arte halten.

Wenn die Akademiker auf Universitäten von der Oekonomie etwas lernen sollten, so wäre es die Entscheidung ökonomischer Streitigkeiten, z. B. in welcher Lage der Zaun, des Schneedrucks halber, dem Nachbar schädlich, oder im Ackern seines Grundes hinderlich sey? In wieweit man das Wasser aus seinem Acker zu

dem des Nachbars leiten dürfe? Ob, wie, und wann man den Dünger über die Gründe des Nachbars fahren dürfe? Von dergleichen Dinge hören die Akademiker auf Universitäten nichts; sie wissen sich aber auch bei dergleichen vorkommenden Fällen nicht zu helfen, und kaum die nöthigen Fragen an Kunsterfahrene zu stellen und verständlich aufzuzeichnen. Noch nie habe ich einen jungen Mann, der von der Akademie oder Universität kam, getroffen, welcher einige Kenntnisse von der Landwirthschaft gehabt hätte. Wie sollte er diese Kenntnisse erhalten in einem einzigen Semester, in welchem er soviel Anderes, Besseres und Wichtigeres, und für seinen Beruf Nützlicheres erlernen kann? Deß ungeachtet stellt Hr. Medikus die landwirthschaftlichen Institute eines Thaer, Fellenberg ꝛc. sehr tief unter seinen Lehrstuhl. Er giebt denselben S. 3 keinen andern Zweck, als Lokalpraktiker für gewiße Gegenden zu bilden, und nennt daher die Institute bloß Special-Landwirthschaftsschulen; aber sein Lehrstuhl theilt, wie er behauptet, den Akademikern Kenntnisse mit, die sich in der Regel zwar nicht zunächst zur unmittelbaren Ausübung bestimmen, aber doch für Staatsdiener und Kameralbeamte eben so nützlich wie nothwendig sind. Von solchen nothwendigen Kenntnissen mag ein Professor

der Statistik, Kameralwissenschaft, Chemie rc. sprechen. Wer die landwirthschaftlichen Institute und ökonomischen Vorlesungen auf Universitäten kennt, wird sich bei solchen Behauptungen über die Oekonomie des Lachens kaum erhalten können. Hr. Medikus behauptet zwar, daß die ökonomischen Vorlesungen **Anspruch auf Vollständigkeit des Unterrichts** machen: wie könnte man aber diese Vollständigkeit in so kurzer Zeit in einer bloßen Erfahrungswissenschaft, ohne Erfahrungen erreichen? Hr. Medikus verspricht uns, durch ökonomische Vorlesungen das endliche Resultat vom Wohlstande der Staatsbürger, vom Ueberfluß aller landwirthschaftlichen Produkte, von sicherer Gründung des vermehrten Nationalreichthums, herbei zu führen: risum teneatis amici!

Amtm. Noch weit übler ist es, wenn der ausländische Lehrer der Landwirthschaft darauf stolz ist, daß er sich nicht nationalisiren lasse. Wenn er die Lobsprüche für ein fremdes Land überall ertönen läßt, und seine Abneigung für unser Vaterland in Schriften und Kollegien bei allen Gelegenheiten zu erkennen giebt, und desselben entweder nie oder nur mit Verachtung erwähnt; so möchte man billig besorgen, daß er in den Herzen der jungen Leute die schönste aller Tugenden, die Vaterlandsliebe, vertilge. Während der Lehrer

über unsere Kulturart, unser Volk und unsern Boden loszieht, und nur das, was ausländisch ist, rühmt, muß in jedem jungen Mann, welcher die Landwirthschaft liebt, der Wunsch entstehen, daß er seinen vaterländischen Boden mit einem fremden vertauschen könne. So üble Folgen herbei zu führen, hat kein anderer Lehrer so viele Gelegenheiten, als der Lehrer der Landwirthschaft.

Es ist bei weitem nicht alles so groß und wichtig, was Hr. Medikus von der Rheinländischen Kultur und einigen gelehrten Oekonomen daselbst rühmt. Hat man denn schon vergessen, daß der so sehr gerühmte Gugemus durch seine Kultur ins Verderben kam? Hat man das große ökonomische Skandal vergessen, welches die gelehrte ökonomische Gesellschaft zu Lautern begangen hat? Der Kurfürst Karl Theodor schenkte diesen Gelehrten ein vortreffliches Gut auf fruchtbarem Boden zur freien Kultur und Administration mit der Bedingung, daß sie dem Publikum über die Fortschritte und Resultate derselben Nachrichten geben, und eine Musterschule für andere Landwirthe bilden sollen. Man machte anfangs großes Aufheben in diesen Nachrichten: als aber die Kultur nicht gelang, das Betriebskapital weg war, und die Gelehrten ins Verderben kamen, zogen sie sich weislich zurück, und übergaben die

zerrüttete Wirthschaft einem empirischen Pächter, welcher wieder herstellte, was die Gelehrten wissenschaftlich zu Grund gerichtet hatten. Von dieser verdrießlichen Geschichte haben Kramer, O. R. und andere Nachricht gegeben.

O ihr eiteln, kurzsichtigen Menschen! Ihr rufet immer: Sehet auf uns, lernet von uns, und machet es, wie wir! Wir sind ganz andere Leute, und können euch zum Muster dienen! Wir antworten dagegen: Ihr habt einige Gegenden, wo keine Brache gehalten wird; aber auch wir haben solche oder noch größere schon seit undenklichen Zeiten an der Rott, Vils, Donau und am Inn. Wenn wir Beispiele und Lehrer brauchen, so gehen wir zu unsern Landsleuten und Brüdern, bei denen wir nicht Verachtung oder Spott zu besorgen, sondern redlichen Unterricht zu erwarten haben. Habt ihr diese fruchtbaren Baierischen Gefilde noch nicht gesehen, so seht erst, ehe ihr urtheilet. Selbst an der Isar giebt es einige, freilich kleinere und einzelne Ortschaften, wo nicht gebracht wird. Wir haben sie vor Augen, und wissen, warum man das kann, und warum wir es nicht können.

Pfarrer. Bei der Frage, ob man in die Brache bauen soll, tritt Hr. Medikus mit einer neuen gelehrten Distinktion

S. 60 auf, und bemerkt, daß man diesen Anbau entweder für physikalisch unmöglich, oder nur sonst für unausführbar halte. Es giebt wohl keinen Menschen in der Welt, welcher den Anbau der Brache für physikalisch unmöglich hält, und doch setzt er bei: daß dieser Unterschied zwischen physikalischer Möglichkeit und zwischen Ausführung der Sache bisher allzu häufig übersehen worden sey. Noch nicht genug: er beweist uns auch die physikalische Möglichkeit durch einen besondern Paragraphen und ungeheuer viele Citationen auf zwei vollen Seiten seines Buchs, die ihm freilich kein Mensch widerspricht. Er beruft sich hierbei auf **Gründe, welche durch Erfahrungen kommentirt werden!!!** Wenn er uns für so ungeschickt hält, daß er uns diese physikalische Möglichkeit beweisen zu müssen glaubt, so stecken wir freilich in dem tiefsten Abgrund der Unwissenheit, und so werden uns auch seine Lehren wenig helfen.

Amtm. Vermuthlich wollte er als Lehrer der Landwirthschaft nur eine gelehrte Distinktion anbringen, und glaubte an das Axiom: qui bene distinguit bene docet. Eben so könnte Hr. M. auch eine gelehrte Distinktion zwischen der physikalischen und moralischen oder ökonomischen Möglichkeit der Stallfütterung machen, und durch **Gründe, Erfahrungen** und

viele Citationen beweisen, oder wie er sagt, kommentiren, daß es physikalisch möglich sey, das Vieh im Stalle zu füttern, wo man zugleich wieder bemerken könnte, daß man den wichtigen Unterschied zwischen physikalischer und ökonomischer Möglichkeit bisher häufig übersehen habe. Indessen weiß ich wohl, daß man einem Gelehrten, welcher, wie er von sich selbst sagt, mehr nach Universalität als nach dem ökonomischen Studium strebt, dergleichen logische Schnitzer nachsehen müsse. Ist ja auch der Weise von Griechenland, welcher bei einem Spaziergang immer den Himmel betrachtete, in eine Grube gefallen!

Pfarrer. Wir wissen wohl, daß bei uns noch viel zu verbessern ist: aber der Lehrer soll uns nicht seine Abneigung gegen uns zum voraus verkünden, sondern vor Allem zeigen, daß er unsern Boden, das Klima, die Landesverfassung und andere Verhältnisse genau kenne, damit er unser völliges Vertrauen verdiene.

Nichts wäre so sehr zu wünschen, als daß die englischen nützlicheren Ackergeräthe und andere ökonomische Instrumente des Hrn. Thaer in den Hauptorten des Königreichs beigeschafft, zur öffentlichen Schau ausgestellt, und damit auch von einem geschickten Manne, besonders an Schrannen-

tagen Manipulationen gemacht würden. Solche Instrumente müßten aber mit der größten Vollkommenheit verfertigt worden seyn, was niemand besser als der königliche Administrator zu Weyhenstephan, Hr. Schönleitner, selbst ein Thaerischer Schüler, besorgen könnte. Die reichen Engländer haben auf Verbesserung derselben ungeheure Summen verwendet, und Hr. Thaer hat sich damit vorzüglich beschäftigt. Es kann also keinen Zweifel haben, daß sie uns großen Nutzen verschaffen würden, besonders wenn wir dort und da immer mehr Früchte in die Brache bauen, oder auf Mittelboden, welcher zum zweimaligen Getreidban nacheinander nicht gut genug ist, den Thaerischen Fruchtwechsel einführen werden. Es wäre wahrlich zu bedauern, wenn diese Instrumente in einem Lande, wie Baiern, das viele natürliche Vorzüge im Ackerbau hat, immer unbekannt blieben.

Amtm. Ich halte es nicht für gut, wenn man den Anbau gewißer Produkte oder Früchte durch Prämien vorzüglich begünstigt, denn jede Frucht ist, am rechten Orte und bei gewißen Verhältnissen, die beste. Aber in Ansehung dieser Instrumente würden Prämien und Preise für diejenigen, welche damit manipuliren, gewiß sehr nützlich seyn; besonders, wenn sie

beweisen könnten, daß sie auch Andere hinlänglich unterrichtet haben.

Pfarrer. Wenn ich noch einen Wunsch äußern dürfte, so wäre es der: daß wir in Baiern ein ökonomisches Institut nach dem Muster des Thaerischen in Mögelin hätten.

Amtm. Der Wunsch ist sehr vernünftig; aber nach meiner Meinung bei uns nicht ausführbar. Wo ist noch ein Thaer, wo ein wissenschaftlicher praktischer Oekonom, der sein Institut nur einigermaßen dem Thaerischen nähern könnte? In Norddeutschland leben die Großen und Adelichen meistentheils von ihren ungeheuern Landwirthschaften, welche sie auf eigene Rechnung entweder selbst, oder durch ihre Verwalter leiten und besorgen. Es ist ihnen also viel daran gelegen, daß sie zur Kultur derselben geschickte und wissenschaftliche Männer erhalten. Darum schicken sie ihre Söhne und Verwalter, oder andere junge Leute, welche sie als Verwalter anstellen wollen, auf Reisen und zu ökonomischen Instituten, besonders nach Mögelin, und achten die Unkosten nicht, welche dazu erforderlich sind.

Unsere Großen und Reichen in Süddeutschland waren schon in den ältesten Zeiten darin weit klüger und vernünftiger. Sie theilten ihre großen Güter, und gaben sie den Bauern auf Erbrechte nnd Grundgerechtig-

keiten gegen bestimmte Abgaben an Geld und Getreide, wobei sie weit mehr, als bei der unsichern Administration dieser Güter gewinnen. Sie brauchen keinen Viehstand und kein Baugeräthe zu haben, keine Gebäude zu unterhalten, und sind von vielen Sorgen und Betrügereien befreit. Aber eben darum sind unsere Großen weit weniger um die Landwirthschaften, welche sie ganz den Bauern überlassen, besorgt, und bekümmern sich nicht um ökonomische Institute. Bei uns ist also kaum zu hoffen, daß ein solches Institut, wozu große Gebäude und viele Wohnzimmer, kostbare Apparate und mehrere Lehrer erforderlich sind, mit Nutzen des Unternehmers zu Stande kommen könne.

Pfarrer. Unsere Großen haben doch auch eigene Oekonomien, welche sie selbst administriren oder administriren lassen.

Amtm. Sie haben Bauhöfe, welche gewiß nicht den zehnten Theil eines großen adelichen Guts in Norddeutschland ausmachen, und auch diese Bauhöfe sind meistentheils verpachtet. Unsere Landesverfassung und die Regierung haben dafür stets gesorgt, daß die Gerichts- und Grundherren sich die Gründe der Bauern durch Kauf u. d. gl. nicht aneignen konnten, was in Norddeutschland so häufig geschehen ist. Daselbst behauptet man, daß

alles Grundeigenthum ehemals den Großen und Reichen gehörte, und daß ihnen die Bauern alle Rechte, welche sie dermal auf Grund und Boden haben, verdanken müssen: dagegen gab es bei uns seit den ältesten Zeiten immer die Menge freier Gutsbesitzer, welche man Barschalken, und später Freibauern nannte, und es hat keinen Zweifel, daß die Bauern in den vorigen Jahrhunderten weit mehr Eigenthum als dermal hatten.

Pfarrer. Fast sollte man glauben, daß es für die Aufnahme der Kultur besser sey, wenn es recht viele große Gutsbesitzer giebt, denen die Kultur, ihres Nutzens wegen, vorzüglich am Herzen liegt.

Amtm. Es ist zwar richtig, daß die Großen im Norden ihre Güter durch wichtige Unternehmungen sehr verbessert haben, besonders, da sie mit den Gründen der Bauern frei schalten und walten, und ihnen schwere Frohnen und Servituten aufbürden konnten: allein für den Staat und die Nation ist es weit nützlicher, wenn der Besitz der Güter mehr vertheilt, und durch die Eigenthums-Rechte gesichert ist. Was hilft im Ganzen die gute Kultur einiger großen Güter, wenn die Bauern von ihren sogenannten Laßgütern getrieben werden können, und sich willkürliche Bedrückungen gefallen lassen müssen? Unsere Bauerssöhne,

welche als Soldaten in Norddeutschland waren, haben uns Wunder von dem Elend solcher Bauern erzählt. Der Bauer, welcher Grundeigenthum hat, ist ein ganz anderer Mann, als der **Laßbauer**, welcher von der Gnade seines Herrn leben muß. Man fängt nun in Norddeutschland an, dieses Uebel einzusehen; aber man weiß noch nicht, wie man demselben abhelfen könnte. Ein solcher Bauer ist muthlos, verzagt, faul und indolent, dagegen der Eigenthümer mit Mannskraft für sich und seine Kinder arbeitet. Ich will hier nur ein Beispiel anführen: wir haben die klarsten Beweise, daß man bei uns schon vor 300 Jahren allgemein Mergel und Erde auf die Aecker gefahren habe; aber in Norddeutschland fing man erst vor wenigen Jahren an, davon zu sprechen, und darüber zu zweifeln und zu streiten.

Pfarrer. Glauben Sie nicht, Herr Amtmann, daß die Dreifelderwirthschaft sich mit der Zeit vermindern, und dagegen der Fruchtwechsel sich mehr verbreiten werde?

Amtm. Wenn wir wie bisher fortfahren, die Wiesen und Holzgründe zu Aeckern zu machen, und aus Gewinnsucht, oder um der gegenwärtigen Armuth zu steuern, mehr den Getreidbau als Futter und Dünger berücksichtigen, so wird es freilich

noch so weit kommen, daß wir dem zweijährigen Getreidbau nacheinander werden entsagen müssen: denn wenn sich die Getreidäcker immer mehren, so kann der Dünger zur nachhaltigen Befruchtung derselben nicht erklecken; und mit der Zeit wird man gezwungen seyn, den Fruchtwechsel, oder vielmehr die Mecklenburgische Wirthschaft aus Noth und Armuth einzuführen. Ob wir dabei gewinnen oder verlieren werden, stehet zu erwarten; ich verspreche mir schon darum nicht viel, weil der Fruchtwechsel aus Mangel des Kapitals wegen der großen Unkosten und der häufigen Hügel und Thäler nicht wohl ausführbar ist.

Pfarrer. Was halten Sie von der Trennung der Bauergüter?

Amtm. Die Bevölkerung nimmt dabei merklich zu, und so wird man mit der Zeit nicht mehr Ursache haben, über großen Mangel an Dienstbothen und Arbeitern zu klagen.

Wirth. Nach der Art, wie man insgemein verfährt, gewinnen dabei vorzüglich die Grundherren und ihre Schreiber. Ich könnte durch Beispiele beweisen, daß diese an Laudemien, Nachrichten und Taxen mehr als den dritten Theil des Kaufschillings weggestrichen haben.

Pfarrer. Wir haben noch viele große Bauergüter, welche getrennt werden sollten:

es ist ein Glück, daß die Beamten und Schreiber, ihres Interesses wegen, flugs bei der Hand sind.

Amtm. Alles hat sein Maaß und Ziel: die Söldner verspeisen ihr geärntetes Getreid selbst, oder müssen noch kaufen. Nur die Bauern können häufiges Getreid in die Schrannen und ins Ausland fahren, und nur sie können große Steuern und Anlagen, Stiften und Getreidgilten entrichten. Die Söldner haben genug zu thun, um sich und ihre Familien zu nähren. Wenn Geld aus fremden Ländern eingebracht, und die Städter hinlänglich versorgt werden sollen, so kann das nicht durch Söldner, sondern durch Bauern geschehen. Ich habe mich hierüber anderswo umständlich erklärt.

Pfarrer. Unsere Bauern bauen nur soviel Flachs, daß sie die nöthige Leinwand zu ihrem Hauswesen erhalten, und denken nicht auf den Gewinn, den sie durch den Handel mit Leinwand machen könnten, wenn sie ihre Kinder und Dienstbothen mehr zum Spinnen anhielten. Sie sehen das Spinnen bloß als ein Geschäft der Weibsleute an.

Amtm. Was Sie da sagen, gilt nur von den Gegenden, wo der Getreidbau stark betrieben wird, und Mangel an Dienstbothen ist. Im Oberlande, besonders in den Gegenden am Gebirge, am Inn, in

der Grafschaft Haag, im sogenannten Walde und in der obern Pfalz wird von beiden Geschlechtern häufig, und so zu sagen, Tag und Nacht gesponnen; und da diese Arbeit leicht ist, so nährt sich das Landvolk beinahe ganz von Kartoffeln und Habermehl. Wenn die gelehrten Ausländer in solche Gegenden kämen, so würden sie den Fleiß und die Sparsamkeit des Landvolks nicht genug bewundern können. Die Menge Leinwand wird weit und breit in entfernte Länder gefahren, und hiermit eine vortheilhafte Handelschaft getrieben. So gewinnen ein Kaufmann in Landshut, welcher mit wollenen Handschuhen und Strümpfen nach Rußland handelt, und die Lodermeister in München und Erding mit ihren Loden und wollenen Zeugen vielleicht mehr als mit baumwollenen oder andern feinen Fabrikaten. Sie arbeiten weit mehr, und können jedes Materiale brauchen.

Pfarrer. Ich kann nicht widersprechen, aber man erlaube mir die Frage: warum im größern Theil von Altbaiern nur der Hausbedarf an Leinwand, oder doch nicht viel mehr, gesponnen wird? Könnte man denn nicht überall auf Handelschaft bedacht seyn?

Amtm. Die Antwort liegt am Tage. Viele Gegenden, besonders wo schwerer Boden ist, taugen wenig zum Flachsbau:

es ist also weit vernünftiger, die Gründe zum Getreidbau, welchen die Natur begünstigt, zu verwenden.

Pfarrer. Dessen ungeachtet möchte es besser seyn, wenn die Mannspersonen mit den Weibsleuten spännen. Hätte man nicht Flachs genug gebaut, so könnte man ihn kaufen.

Amtm. Spinnen ist für die männlichen Dienstbothen eine viel zu leichte Arbeit, und der Verdienst zu gering, besonders wenn sie nicht von Kartoffeln leben. Bei jeder andern Arbeit gewinnt man mehr als beim Spinnen. Wenn von 2 oder 4 Uhr Morgens bis zum späten Abend hart gearbeitet wird, so gebührt den Arbeitern die nächtliche Ruhe.

Pfarrer. Was haben aber die Mannspersonen im Winter zu thun, wenn das Getreid gedroschen ist?

Amtm. Die Herren Städter glauben freilich, daß das Landvolk im Winter wenig zu thun habe. Im Getreidlande wird der Bauer mit dem Dreschen vor der Hälfte des Hornungs, und nur in dem Falle fertig, wenn er seine Nachbarn und Söldner zu Hülfe nimmt. Fährt er, was jeder vermögliche Bauer thut, Erde auf die Aecker, so muß er insgemein noch spät im März oder April dreschen, zur

Zeit, da er schon ackern und die Sommersaat bestellen soll. Wir haben durchaus zu wenig Dienstbothen, und darum bleiben die Bauern mit ihren nothwendigen und nützlichen Arbeiten das ganze Jahr hindurch zurück. Es ist ein Glück, wenn in einer Gegend soviel Söldner und Tagwerker vorhanden sind, um wenigstens das Nothwendige verrichten zu können. Wenn bei uns ein Bauer seine männlichen Dienstbothen spinnen ließe, so würde er in der ganzen Gegend als ein Narr und Müßiggänger verlacht werden, welcher sich mit Kleinigkeiten abgebe, und das Wichtige und Nothwendige versäume. Wenn auch das Dreschen vorbei ist, so ist für die kurze Zeit des Frühlings, wann man nicht im Felde arbeiten kann, noch Arbeit genug vorhanden, um die männlichen Dienstbothen zu beschäftigen. Man muß alles Stroh, das man zur Fütterung braucht, zu Hechel schneiden, damit es ungeschnitten nicht von Mäusen gefressen werde: man muß Holz fällen und hauen zum eigenen Bedarf und zum Verkauf; Wege und Straßen machen, das Getreid reinigen und zur Saat herrichten, oder in die Schrannen und Mühlen fahren, Pflüge, Wägen, und andere Baugeräthe herstellen, die Späne und die Strohbänder für die künftige Aernte machen, die Hecken stutzen und einhauen, und die Wiesen reinigen.

Wirth. Wenn Sie, Herr Pfarrer, länger unter uns leben werden, so werden Sie sich gewiß überzeugen, daß bei uns die Mannspersonen zum Spinnen keine Zeit haben.

Pfarrer. Was ist denn von den alten Römern, und besonders von Virgil zu halten, haben sie gebracht oder nicht? Mir scheint, daß Virgil gegen die Brache war. Die Stelle L. I. S. 2: Sic quoque mutatis requiescunt foetibus arva, heißt nichts anders, als: Also ruhen auch bei veränderten Früchten die Aecker aus.

Amtm. Virgil benennt uns in den vorhergehenden Versen einige Früchte, welche den Boden stark aussaugen, und räth uns daher, wohl zu düngen und den Boden, nachdem man mit den Früchten gewechselt hat (mutatis foetibus), ruhen zu lassen. Wenn die Aecker immer angebaut werden, und jährlich Früchte tragen müssen, so haben sie wahrlich keine Ruhe: non requiescunt. Die Aecker ruhen entweder bei der Brache, oder durch das Dreeschliegen, wobei nämlich der Acker einige Zeit zum Graswuchs (injussa, wie Virgil sagt, veniunt gramina) liegen bleibt. Obiger Vers, und der darauf folgende: Nec nulla interea est inaratae gratia terrae, beweisen klar, daß dem Virgil diese beiden Arten der Ruhe bekannt waren.

Pfarrer. Allein eben dieser letzte Vers wird von einigen Gelehrten so verstanden, daß Virgil dadurch den beständigen Fruchtwechsel angerathen habe. Er wird von Hrn. Voß so übersetzt: **Ohne daß du den Zins der müßigen Brache verlierest.**

Ich begreife gar nicht, wie man hier diesen Sinn finden könne. Das Wort inaratae ist dem beständigen Fruchtwechsel, bei welchem jährlich geackert werden muß, offenbar entgegen. Dieser Vers heißt nichts anders, als: **Indessen giebt aber auch die Ruhe** (das Dreeschliegen) **des ungepflügten Ackers einigen Nutzen.** Schon Grimoaldus und Doctor Martins haben diese Verse nach meiner Meinung verstanden und erklärt, doch weichen sie in dem von mir ab, daß sie beide Verse für die Brache auslegen, da doch der zweite Vers wegen des Wortes: inaratae nicht die Brache, bei welcher öfter gepflügt wird, sondern offenbar das Dreeschliegen bedeutet.

Ich will hier noch andere Stellen aus Virgil. Georg. anführen, aus welchen offenbar erhellt, daß dieser berühmte Oekonom für die Brache stimmte:

Illa seges demum votis respondet avari
Agricolae, bis quae solem bis frigora sensit.
Illius immensae ruperunt horrea messes.

Deutsch: Nur dasjenige Feld erfüllt die Wünsche des geizigen Landmanns, das zweimal die Sonne, zweimal den Frost gefühlt hat. Von dessen unermeßlichen Aernten könnten die Scheunen brechen.

Man könnte glauben, daß hier Virgil durch die Worte bis solem bis frigora zwei Jahre nacheinander zu brachen angerathen habe, besonders weil er eine außerordentlich große Aernte verspricht. Dichter Grund wird, wie Plinius der ältere und jüngere lehren, besser in die fünfte Furche besäet, und die Tusker haben bis zur Saat gar neunmal geackert, wie Voß in seinen Anmerkungen zeigt. Will man aber bei der einjährigen Brache stehen bleiben, so kann man mit Plinius und Heyne annehmen, daß Virgil das erstemal im Herbste, das zweitemal im Frühling, das drittemal im Sommer, und das viertemal im Herbst zur Saat gepflügt habe: quarto seri sulco Virgilius existimatur voluisse, cum dixit, optimam esse segetem, quae bis solem bis frigora sensit. Plin. XVIII. 20. Diese Stelle des Plinius und die Auslegung Heyne's sind so klar, daß man die Brache Virgil's gar nicht mehr bezweifeln kann. Eben so gewiß ist, daß Virgil von der Brache die besten und reichsten Aernten erwartete und erhielt. Er

hat daher die Brache noch öfter in folgenden Stellen angerühmt:

— — — glebasque jacentes
pulverulenta coquat maturis solibus
aestas L. I. 65.

Deutsch: Laß den staubigen Sommer den liegenden Boden mit heißer Sonne kochen.

Alternis idem tonsas cessare novales
Et segnem patiere situ durescere campum L. I. 83.

Deutsch: Laß auch allzeit das geschorne (abgeärntete) Land das andre Jahr brache liegen, und den erschöpften Boden durch Ruhe sich wieder stärken.

Voß selbst legt alle diese Stellen für die Brache aus: es hat also in der Hauptsache nichts zu bedeuten, wenn er dem Verse: Nec nulla interea est inaratae gratia terrae einen ganz verkehrten Sinn giebt. Varo, Virgil, Columella und Palladius bezeugen den großen Nutzen der Brache, und lehren, was man dabei zu beobachten habe; wie kann man also noch zweifeln, ob sie gebracht haben? Aus den Anmerkungen der Hrn. Heyne und Voß erhellt, daß die Brache bei den Griechen und Römern gewöhnlich war.

„Virgil, sagt unser O. R. in seiner Sammlung v. Beurtheilungen einiger

baierischen politischen Druckschriften 1797 in 8., „war ein weit erfahrnerer Oeko„nom als seine Ausleger. Er führt die „verschiedenen Kulturarten an, und wußte „den großen Unterschied zwischen Brache „und Ruhe. Nachdem er die Brache und „das wiederholte Pflügen angerühmt hat, „kömmt er auf die gänzliche Ruhe des „Ackers (das Dreeschliegen) und behauptet, „daß auch dieser Ruhestand angenehm und „nützlich sey." (Schon aus den Worten nec nulla interea erscheint, daß hier Virgil von einer andern Kulturart spreche.) „Durch meine Auslegung gewinnt Virgil „als Oekonom, und diese Stelle seines „Gedichts an Präcision und Schönheit. Er „hat dadurch der Koppelwirthschaft, welche „vorzüglich in den ältesten Zeiten, und „noch dermal in einigen Ländern, z. B. in „Hollstein und Mecklenburg, allgemein ist, „das Wort gesprochen."

Pfarrer. Man wird nun wohl nicht mehr zweifeln können, daß Virgil gebracht habe, und daß er von dieser Kulturart die reichsten Aernten erwartete. Allein, sagen Sie mir, wie Virgil behaupten konnte, daß das Dreeschliegen oder die Ruhe des Ackers einigen Nutzen gebe: Nec nulla interea est inaratae gratia terrae.

Amtm. Auf leichtem, nicht zu dürrem Ackerfelde, welches man dreeschliegen

läßt, wächst gutes gesundes Gras, welches man zur Weide benutzen, oder zu Heu machen kann, was vorzüglich in Hollstein und Mecklenburg, auch bei uns im Oberlande und am Gebirge üblich ist.

Wenn ein solcher Acker einige Jahre dreesch liegen bleibt, so trägt er jährlich eine Heuärnte, und erholt sich so sehr, daß er beiläufig nach 7 Jahren, auch ohne Düngung wieder Getreid trägt. Im Oberlande, besonders in dem Revier von München, nennt man solche dreeschliegende Aecker Egarte. Auf solche Art giebt das Dreeschliegen einen jährlichen Nutzen, und verbessert zugleich den Boden. Virgil konnte also mit Recht sagen: Nec nulla gratia est etc.

Pfarrer. Wie kann sich ein solcher Boden ohne Düngung in einigen Jahren zum Getreidbau verbessern?

Amtm. Das ist leicht zu erklären. Ein solcher Boden ist zum Getreidbau zu leicht, und wird noch leichter, wenn er öfter gepflügt wird; bleibt er aber mehrere Jahre liegen, so wird er mehr gebunden und fester, folglich zum Getreidbau tauglicher.

Pfarrer. Das Dreeschliegen muß also auf schwerem Boden entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen?

Amtm. Allerdings: der schwere Boden wird dadurch noch schwerer, und verwildert so sehr, daß man ihn nur durch fleißiges öfter wiederholtes Pflügen und Düngen zurecht bringen kann. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Ein Bauer verkaufte mir einen schweren ausgemagerten Acker, welcher schon 10 Jahre dreesch lag. Während dieser langen Zeit stand nur dort und da eine harte grobe Graspflanze, und an einen Graswuchs war gar nicht zu denken.

III. Abtheilung.

Pfarrer. Herr Amtmann, Sie haben die Stallfütterung schon seit etlichen 30 Jahren in vier Ortschaften eingeführt, und halten sowohl Land- als auch Tyroler- und Schweizer-Kühe. Sie führen die Wirthschaften nicht auf Unkosten vornehmer Herren, sondern aus ihrem eigenen Sacke, und wissen also am besten, was hiebei nützlich oder schädlich ist. Ihre Meinung gilt bei uns mehr, als vieler anderer, welche das Geld ihrer Herren zur freien Disposition haben, und manches Gebrechen der Wirthschaft durch den Ertrag des Zehnten, des Bräuhauses rc. decken. Wollten Sie nicht aufrichtig uns Ihre Erfahrungen mittheilen?

Amtm. Das will ich wohl. Ich kaufte zu Zell in Tyrol schöne Kühe, und fütterte sie in den ersten Jahren meistentheils mit Klee. Das Ding gieng ziemlich gut, und ich hatte nach einiger Zeit

einen hübschen Viehstand, welcher unter den Leuten einiges Aufsehen machte. Herrschaften kamen zu mir, um ihn zu besichtigen, und ich erhielt Kommißionen, auch für Andere in Tyrol Kühe zu kaufen. Auch bestellte man bei mir Kälber zur Zucht. Ich muß aber bekennen, daß mir dermal kein Ort bekannt ist, wo diese neue Viehzucht ganz gelungen wäre. Da fehlte es an gutem süßen Heu, dort an Fleiß und Geschicklichkeit der Dienstbothen, und so giengen die schönen edlen Viehzuchten in kurzer Zeit wieder zu Grunde. Bei meiner Viehzucht hatte ich in den ersten Jahren verschiedene Anstände. Das lange Stehen im Stalle, die Verschiedenheit des Futters und des Wassers, die neue Fütterungsart und Pflege des gekauften Tyroler Viehes äußerten manchmal einen etwas ungünstigen Einfluß auf dessen Gesundheit. Das Kälbern ging manchmal nicht glücklich von Statten, und die jungen Kälber waren ungesund; einige Kühe starben am vierten oder fünften Tag nach dem Kälbern an der Entzündung des Tragsackes.

Wirth. Gab es denn kein Mittel gegen diese Krankheit?

Amtm. Anfangs wußte ich nicht, daß die Kühe an dieser Krankheit gestorben waren. Nach ihrem Tode untersuchte ich alle Theile des Eingeweides und des Körpers,

bis ich endlich auch den Tragsack öffnete, und da die Entzündung entdeckte; darnach ließ ich aus der hohlen Hand warmes Leinöl in die Mutterscheide fließen, das eine gute Wirkung machte. Dieses Uebel äußerte sich nur bei den in Tyrol gekauften Kühen; alle übrigen, die ich selbst gezogen hatte, blieben hievon verschont. Daraus erhellt, daß den gekauften Kühen der viele Klee oder die ganz geänderte Fütterungsart und Pflege schädlich waren.

Pfarrer. Da der Klee stark ins Geblüt geht, so ist es wohl möglich, daß er dem Viehe, welches immer mit den besten und gesündesten Kräutern genährt wurde, nicht wohl bekam.

Amtm. Das glaube ich um so mehr, als eine von den gekauften Kühen an der Lungenentzündung krank wurde, und geschlachtet werden mußte. Dieß ist auch Ursache, warum ich seither immer meinem Viehe weit mehr gutes Gras als Klee zu fressen gebe. Indessen mochte mein Vieh in den ersten Jahren auch zu wenig zu trinken bekommen haben. Die Mägde sind manchmal, besonders an Sonn- und Feiertagen, zu faul, um hinlängliches Wasser in den Stall zu schöpfen; dieß habe ich bei einer andern Wirthschaft, wo ich nicht immer gegenwärtig war, durch Erfahrung gelernt. Daselbst kamen einige Kälber todt

zur Welt, andere waren krank, schrieen vor Schmerzen, und starben nach einigen Tagen. Ich gab dem Mangel des Wassers die Schuld. Die Mägde hatten hoch und theuer geschworen, daß sie dem Vieh täglich dreimal zu trinken gäben, und zeigten mir, wie sie das machten. Als ich aber den Wasser-Behälter, in welchen das Wasser geschöpft wurde, untersuchte, zeigte sich an den Wänden ein stinkender Schleim, welcher verursachte, daß die Kühe aus Eckel immer zu wenig tranken. Ich machte die Anstalt, daß der Behälter alle acht Tage gereinigt wurde, und von dieser Zeit an tranken die Kühe weit mehr Wasser, und ich hatte gesunde Kälber. Ich glaube sicherlich, daß, wenn eine Stallfütterung mißlingt, der Mangel an gutem frischem Wasser, oder das häufige Kleefutter, oder die nachläßige und schlechte Pflege des Viehs, die einzigen Ursachen davon seyn.

Pfarrer. Des Wassers halben wäre es vielleicht am besten, wenn man das Vieh nicht im Stalle trinken, sondern, wie man in Büchern liest, zur Tränke treiben ließe.

Amtm. Ich glaube das Gegentheil. Wenn das Stallvieh frei gelassen wird, pflegt es zu laufen und zu springen, und sich dadurch zu erhitzen. Solchen Falls können durch das Trinken Lungensucht oder

Entzündung oder andere Krankheiten entstehen, wovon mir Beispiele bekannt sind. Man muß daher sorgfältig verhüten, daß die Kühe, welche wöchentlich zwei- oder dreimal aus dem Stalle getrieben werden, im Hofe und sonstwo zu keinem Wasser kommen. In den ersten Jahren meiner Wirthschaft nahm ich darauf keinen Bedacht, und es wurden mir zwei oder drei Kühe lungensüchtig. Glücklich derjenige, welcher fließendes Wasser in seinen Stall leiten, den Kühen genug zu trinken geben, und alles ohne Mühe und Unkosten reinlich waschen kann. Wo das nicht möglich ist, muß das Wasser geschöpft (gepumpt) und wohl Acht gegeben werden, daß an reinem frischen Wasser nie Mangel sey.

Wirth. Was halten sie vom Schweizer-Vieh, taugt es zur Stallfütterung besser als das Tyroler-Vieh?

Amtm. Davon kann ich auch aus Erfahrung sprechen, ich halte selbst auch Schweizer-Vieh. Dieses ist noch edlerer Art, und muß eben darum besser gefüttert und noch sorgfältiger und fleißiger gepflegt werden als das Tyroler-Vieh.

Obmann. Wie verhalten sich diese zwei Arten in der Milchnutzung gegeneinander?

Amtm. Der Unterschied ist nicht von Bedeutung. Es giebt unter dem Schweizer- und Tiroler-Vieh gute und schlechte Melkkühe. Bei einigen geht das Futter mehr ins Fleisch als in die Milch, und auch umgekehrt. Eine Kuh, welche einen schwachen Magen hat, schlecht verdaut und wenig frißt, ist ganz natürlich weder fett noch milchreich. Solche Kühe geben wenig Nutzen. Von fetten Kühen suche man den Nutzen in der Schlachtbank, und von milchreichen durch die Butter. Man muß aber hiebei nicht zu voreilig seyn, die Kühe pflegen, wenn sie hochträchtig sind, fleischig oder fett zu werden, und geben eben darum nach dem Kälbern viele und gute Milch. Gute Kühe sind mehr mager als fett, bis sie hochträchtig werden.

Obmann. Welche Art ist besser zum Verkauf?

Amtm. Die Fleischhacker sind insgemein mehr mit dem Tyroler- als dem Schweizer-Vieh zufrieden. Jenes nimmt auch die Mast eher an, und sein Fleisch ist zarter als das vom Schweizer-Vieh.

Wirth. Was halten Sie von der sogenannten Schweizer-Krankheit? Ich habe viele ein- und zweijährige Kalben vom Schweizervieh gesehen, welche bei dem besten Futter abscheulich mager waren, und nur Knochen aber kein Fleisch hatten;

viele krepirten. Sie verschmähten das beste Futter, und fraßen nur etwas Stroh oder Sägespäne. Einige Kälber sind schon bei der Geburt krank, oder fangen bald darnach an zu kränkeln; andere sind, so lang sie an den Müttern saugen, frisch und gesund, und werden erst nach dem Abspänen krank. Solche Kälber fressen nicht nur wenig, sondern sie trinken auch beinahe nichts. Wenn sie anfangen, mehr und ordentlich zu trinken, so ist es, ob sie schon nicht fressen wollen, ein sicheres Zeichen, daß sie genesen werden. Oft werden sie erst nach zwei Jahren gesund. Ich sah viele solche erbärmliche Kälber, und kaufte mir eines, um den Gang dieser Krankheit zu beobachten; es wurden auch zwei Kälber von meinen Schweizerkühen, aber nur leicht von dieser Krankheit befallen.

Pfarrer. Wodurch entsteht die Krankheit?

Amtm. Vom schlechten Futter, und besonders vom schlechten Heu. Die Kühe von edler Art werden selten krank, wenn sie zum ungewohnten schlechten Futter kommen; sie werden nur mager, und geben wenig Milch. Allein die Kälber erhalten im Mutterleibe eine zu schlechte Nahrung, und bringen bei der Geburt die Krankheit oder den Stoff derselben mit sich. Da man solche Kälber selten glücklich abspänen kann,

so sind die reichen Herren gezwungen, von Zeit zu Zeit andere schöne Kühe in fremden Ländern zu kaufen, wobei nicht nur kein Gewinn, sondern großer Schaden ist. Allein, man will sich das Vergnügen verschaffen, schöne große Kühe im Stalle zu haben, und über die kleinere Art der Landkühe nur spotten. Soll man den Herren diese Freude, welche soviel kostet, nicht gönnen? In Städten herrscht die allgemeine Meinung, daß man von der Oekonomie nichts verstehe, wenn man nicht große Kühe im Stalle hat; man muß also, wenn man sich geltend machen will, dieser Meinung ein Opfer bringen, besonders da der große Hause der gelehrten Oekonomen so viel von Veredlung des Viehes und von großen Raçen spricht. —

Wirth. Die Herren, welche so große Kühe haben, können vor unverständigen Leuten sich rühmen, daß sie den dummen Bauern ein Beispiel geben, wie sie ihren Viehstand veredlen sollen. Soll man solchen gelehrten Männern, welche sich um das Vaterland so sehr verdient machen, nicht Prämien geben?

Pfarrer. In andern Ländern ist man von diesem Unsinn zurück gekommen. Dr. Thaer, Hr. Gericke ꝛc. geben uns hierüber weit vernünftigere Lehren. Es ist sonderbar, daß noch jetzt einige theoretische

Schriftsteller, welche weit hinter diesen Männern stehen, sich getrauen., ihnen zu widersprechen.

Wirth. Warum brauchen wir denn ausländische Gelehrte, um uns von diesem Unsinn zu heilen? Wenn wir die Ursachen untersuchen, warum das Vieh in Tyrol und in der Schweiz groß, und bei uns weit kleiner ist, so werden wir uns leicht überzeugen können, daß die Natur diesen Ländern eine vorzüglich edle Viehzucht gegeben habe.

Amtm. Freilich brauchen wir das nicht von ausländischen Gelehrten zu lernen; unser berühmter Landsmann, Hr. Westenrieder, hat uns hierüber schon vor vielen Jahren in seinen Beiträgen ausführlichen Unterricht gegeben.

Wirth. Wer die Stallfütterung einführen kann, oder sein Vieh wohl und ordentlich füttert, reinlich hält und gut pflegt, wird von selbst schöneres und besseres Vieh erhalten; und wenn er sich um einen Stier von etwas größerer Art umsieht; so wird die Veredlung desto mehr von statten gehen. Der Viehstand wird sich dadurch nur in soweit vergrößern, als es das Erdreich, Klima und die Art des Futters gestatten. Wenn man mit zu edlem großen Vieh den Anfang macht, so fällt die Viehzucht wieder zu-

rück, und dabei ist weder Freude noch Gewinn. Das Vieh, das man selbst zieht, oder in der Gegend gezogen worden, und an das Landes-Futter gewöhnt ist, giebt gewiß mehr Nutzen, als das edle Schweizer-Vieh, das aus seinem herrlichen Vaterland von den nahrhaftesten Kräutern auf Moos- Sand- oder andere Gegenden verbannt worden ist, welche die Natur mehr zum Getreidbau als zur edlen Viehzucht bestimmt hat.

Gleichwie die edeln fetten Kräuter und Pflanzen nur auf den Alpen, und einigermaßen auch auf dem guten wohlkultivirten Lehmboden im flachen Lande wachsen, und anderswo, ungeachtet der Besaamung und Düngung, ihre kraftvolle vollkommene Ausbildung nicht erhalten: so kann auch das edle Rindvieh auf Moos- und andern magern Gegenden, wo es die ihm von der Natur bestimmte gute Nahrung nicht erhält, nicht gedeihen.

Obmann. Der Hr. Amtmann hat doch schönes Schweizer- und Tyroler-Vieh von eigener Zucht, das groß und gesund ist. Er verkauft seine Kühe und Kälber dreimal so theuer, als wir die unsrigen. Es ist also wenigstens nicht unmöglich, auch auf ebenem Lande edles Vieh zu ziehen.

Amtm. Man rühmt meine Kühe vielleicht mehr, als sie es verdienen. Bei

mir treffen mehrere günstige Umstände zusammen, welche man in vielen andern Gegenden des flachen Landes nicht erwarten darf. Der Grund und Boden meiner Wiesen und die Kultur derselben sind vorzüglich gut; meine Ställe sind vortrefflich gebaut, das Futter ist gut, alles ist in Ordnung und unter der fleißigsten Aufsicht. Durch Schaden habe ich gelernt, meine Fehler zu verbessern. Mein Schweizer-Vieh ist nicht von der größten Art, und vielleicht hätte ich besser gethan, wenn ich bei dem Tyrolischen stehen geblieben wäre. Die Schweizer-Kühe sind schwerer fett zu machen, als die Tyroler- und Landkühe, und die Metzger behaupten, daß das Fleisch von der gar großen Art nicht so delikat als von andern sey. Wenn meine Kühe mehr Milch geben, und theurer verkauft werden, so muß man auch bedenken, daß sie mehr und besseres Futter fressen. Wenn ein großes Stück Vieh Krankheit halber geschlachtet werden muß, so ist der Schaden weit größer, weil es, besonders im Sommer, nicht für jeden Fleischhacker taugt, und so viel Fleisch für das eigene Hauswesen nicht wohl verbraucht werden kann. Will man gesundes Vieh verkaufen, so taugt es nicht für Land- und solche Metzger, welche kein großes Gewerbe haben. Die Konkurrenz ist also geringer, und der Verkauf schwerer. Man kann nicht läugnen,

daß das Stallvieh später trächtig werde, als das Weidevieh, wodurch kein unbedeutender Schaden geschieht. Läßt man die Kalben (Färsen) vor dem dritten Jahre zum Stiere, so geht die schöne Viehzucht bald verloren; hält man sie zurück, so ist der Fall nicht selten, daß ein Stück gar nicht mehr trächtig wird. Mein schöner Viehstand ist nur ephemerisch. Wenn einst die Fütterung, das Melken rc. den Dienstboten überlassen wird, so kann derselbe nicht mehr bestehen.

Wirth. Werden die Kalben, die schon im ersten oder zweiten Jahre trächtig werden, nicht auch schöne Kühe? Die Tyroler geben sich selten die Mühe, ihre jungen Kalben vom Stiere abzusondern, und sie haben dessen ungeachtet schönes Vieh.

Amtm. Sie würden noch schöneres haben, wenn sie die Kalben nicht so früh zum Stiere kommen ließen. Bei einer trächtigen Kalbe werden die Nahrungssäfte nicht mehr ganz allein für den Wachsthum und die Ausbildung des Körpers, sondern meistens für das im Mutterleibe liegende Kalb, und nach dem Kälbern für die Milch verwendet: der ganze Körperbau bleibt also kleiner und schwächer. Mir wurden einst zwei Kalben schon im zehnten Monate trächtig. Nachdem sie gekälbert

hatten, ließ ich sie nicht melken, und ihre Kälber an andern Kühen saugen. Erst nachdem sie drei Jahre alt waren, ließ ich sie wieder zum Stiere, und sie wurden schöne große Kühe. Dieß ist das einzige Mittel, die Kalben, welche zu früh trächtig werden, zum gehörigen Wachsthum zu bringen.

Pfarrer. Was machen Sie dann mit den schönen Kalben, welche nicht trächtig werden?

Amtm. Hat eine Kalbe im vierten Jahre nicht gestiert, so verkaufe ich sie einem Metzger, oder ich spanne sie wie die Ochsen ein.

Pfarrer. Die vielen mißlungenen Versuche beweisen, daß die Zucht des Tyroler-, und besonders des Schweizer-Viehes sehr mühsam und gefährlich sey: allein die gemeine Stallfütterung ist doch weit leichter einzuführen.

Amtm. Allerdings. Ich glaube, daß sie in Gegenden, wo schlechte Weide ist, auch nützlich sey. Dazu sind aber erforderlich das nöthige Kapital, die gehörigen Ställe, gute hinlängliche Fütterung und eine gute Aufsicht und Pflege.

Wer im Sommer täglich, nur nicht bei der großen Hitze, oder wenigstens über den andern Tag sein Vieh austreiben kann,

befördert dadurch die Begattung, und wird selten eine unträchtige Kuh haben; das Futter braucht eben nicht vom besten zu seyn. Gemeines Gras und Klee, im Sommer abwechslungsweise gegeben, erhalten das Vieh gesund und in gutem Stande. Im Winter ist Häcksel mit etwas geschnittenem Heu oder dürrem Klee vermischt, hinlänglich: doch müßen auch Gersten-Graunen, (Spreu) und Heusamen (Heublumen) mit heißem siedenden Wasser angebrüht, und hiervon jeder Kuh unter den Häcksel und das Heu gemischt, und Wasser, in welchem Leinkuchen oder Bruch von schlechtem Getreide ist, aufgegossen werden; zuletzt wird jeder Kuh trockenes langes Heu (wenn man will, sparsam) vorgelegt. Etwas Stroh ist dem Rindvieh besonders im Sommer so nothwendig, als dem Menschen das Brod; darum frißt es die Streu auch beim besten Futter vom Boden auf.

Pfarrer. Warum kann denn bei dieser Fütterung nicht auch das edle Schweizer-Vieh bestehen?

Amtm. Es kann dabei bestehen.: allein das Heu und Gras müßen von der besten Art, und auf trockenem, etwas schwerem wohlgedüngten Lehmboden gewachsen seyn. Mageres, auf feuchtem oder sauerm Boden gewachsenes Heu oder Gras ist diesem Viehe äußerst schädlich; dagegen

verschmäht es das gut eingebrachte und wohlaufbewahrte Stroh nicht, und ich glaube sogar, daß es ihm gesund sey. Doch muß auch gutes Heu und etwas mehr Bruch als bei gemeinem Vieh untergemischt werden.

Pfarrer. Wie viel Milch giebt eine gute Schweizer-Kuh täglich?

Amtm. Diese Frage ist an mich schon oft gestellt worden, und ich habe sie kaum Einmal zur gänzlichen Zufriedenheit der Fragenden beantworten können. Ich will nun wieder den Versuch machen. Manche große Kuh gab bei grüner, guter Fütterung nach dem Kålbern 22 bis 23 Maaß Milch tåglich; von andern erhalte ich nur 12, 15 oder 18 Maaß. Daraus, daß eine Kuh nach dem Kålbern die meiste Milch gebe, folgt noch nicht, daß sie die beste Milchkuh sey. Einige geben, so milchreich sie anfangs nach dem Kålbern sind, nach wenigen Wochen kaum die Hålfte mehr; bei andern aber vermindert sich der Zufluß der Milch nicht so schnell. Die Milch selbst ist in der Qualität sehr verschieden, und 15 Maaß der einen Kuh können mehr Butter geben, als 18 Maaß der andern. Vom guten Futter wird die Milch weit butterreicher, als vom schlechten und mittelmäßigen, und alte Kühe geben keine so gute Milch wie die jungen. Je fetter

und größer das saugende Kalb wird, desto besser ist die Kuh in der Milchnutzung. Die Landkühe geben bei schlechtem, sparsamen oder nur mittelmäßigen Futter mehr Milch als die Tyroler- oder Schweizer-Kühe. Diese geben bei gutem Futter nicht darum mehr Milch, weil sie von Tyroler- oder Schweizer-Art, sondern weil sie größer sind, und mehr Futter fressen. Auf der sparsamen Weide wird die große Kuh keine Milch geben, und kaum ihr Leben fristen können. Große Kühe taugen also vorzüglich für die Stallfütterung, wo man ihnen den rothen Klee, die Luzerne und gutes Gras geben kann.

Pfarrer. Wir ersuchen Sie, uns auch Ihre Meinung über die Weiden und das Weidevieh zu sagen.

Amtm. Wider die Weide des Viehes war vor einigen Jahren in Baiern unter den Gelehrten ein so allgemeines Geschrei, daß man selbst den, welcher auf seinem eigenen Boden sein Vieh weiden ließ, für einen Dummkopf erklärte. Es kam so weit, daß man die allgemeine Stallfütterung mit Gewalt durchsetzen, und die Weide verbiethen oder von jeder weidenden Kuh eine gewisse jährliche Taxe erheben wollte. Glücklicherweise fand O. R. noch einiges Gehör. Man konnte doch wenigstens nicht widersprechen, daß

das Vieh eine Bewegung machen, und sich begatten müsse. Dermal sind die Gelehrten wider die Weide nicht mehr so sehr erboßt, und selbst Hr. Medikus gesteht S. 16, daß **privative Weidenschaft, mit eigenem Vieh auf eigenem Grunde mit Nutzen ausgeübt, manche gute Sache darbiethe, und in manchen Lokalitäten am vortheilhaftesten seyn könne.**

Pfarrer. Am vortheilhaftesten? Wie verträgt sich das mit einer andern Stelle S. 164, wo er behauptet, daß der beweidete Boden nie im höchsten Ertrage benützt werde.

Amtm. Diesen Ausspruch seines Textes nimmt er in einer Note wieder zurück, und erklärt, daß nur die Gemeinweide nicht den höchsten Ertrag gebe, was ihm jedermann gern eingestehen wird. Da aber dieser Schriftsteller nie consequent bleibt, so widerruft er obigen Widerruf S. 171 noch einmal, und behauptet neuerdings, daß auch die beste Weidenschaft nachtheilig sey.

Auch kann ich nicht begreifen, daß der Weidegrund, wie er S. 165 sagt, sumpfig werde. Es giebt ja Gründe, wo seit undenklichen Zeiten geweidet worden ist, ohne daß sie darum sumpfig sind. Nur das ist wahr, daß es sumpfigen

Weideboden giebt, woran aber nicht die Weide Ursache ist. Eben so unrichtig ist, daß durch die Weiden, wie er behauptet, Viehseuchen entstehen. Nicht die Weide, sondern der Mißbrauch derselben ist die Ursache der Seuchen, wie wir schon oben gehört haben.

Pfarrer. Auch der privativen Weidenschaft kann ich nicht geneigt seyn, wenn sie nicht des leichten Bodens wegen absolut nothwendig ist. In diesem Fall kann man den Grund, gemäß der Lehre des Hrn. Thaer, freilich nicht anders als durch die Weide benützen. In allen andern Fällen halte ich die Weide für verderblich, besonders darum, weil der Dünger, welcher während des Weidens fällt, ganz verloren ist, und den Boden nicht verbessert.

Amtm. Dieser Dünger verbessert offenbar den Boden, wie die durch denselben entstehenden Geilhörste und diejenigen Plätze, wo die Kühe oder Schafe ruhen oder bei dem Melken zusammen stehen, beweisen. Selbst im Getreide bemerkt man schon von weitem diese Geilhörste, wo das Vieh bei der Brachweide die Excremente fallen ließ.

Einen offenbaren Beweis geben auch die Weiden einiger Städte und Kommunitäten, welche den benachbarten Bauern jährlich zur Weide verpachtet werden,

Die Hirten sammeln den Dünger fleißig, bringen ihn in großen Haufen zusammen, und verkaufen ihn sehr theuer. Der große Nutzen dieses Düngers ist überall anerkannt, und durch Erfahrungen bewiesen. Ich selbst kaufte solchen Dünger mehrere Jahre nacheinander, und schaffte hiermit guten Nutzen. Merkwürdig ist nebenbei, daß dieser Dünger jährlich von dem Weidegrund weg, auf Aecker oder Wiesen gefahren wird, ohne daß sich dadurch die Fruchtbarkeit desselben vermindere. Es wurde jährlich die bestimmte Anzahl des Viehes in die Weide eingeschlagen, welches sich den ganzen Sommer hindurch bis zum späten Herbste sehr gut nährte.

Pfarrer. Man macht aber dem Weidedünger den Vorwurf, daß er von Würmern und Insekten durchwühlt und verzehrt werde.

Amtm. Sind denn die Insekten nicht auch in dem aus dem Stalle gefahrenen Dünger und in der gedüngten fruchtbaren Erde? Lasset sie wühlen die Würmer und Insekten; sie werden selbst wieder zu Dünger.

Pfarrer. Der frische Mist, besonders von Gänsen, brennt und verzehrt die Graswurzeln.

Amtm. Er brennt im ersten Jahre, und düngt in dem folgenden, wie schon

O. R. bewiesen hat. Millionen Gänse werden durch den ganzen Sommer und Herbst beinahe ohne Futter auf den Brachen genährt, und verschaffen den Städtern gute Nahrung, und den kleinen Familien auf dem Lande großen Gewinn.

Pfarrer. S. 172 sagt Hr. Medikus, daß bei der Aufhebung der Gemeinheiten die Theile keinem Mitgliede der Gemeinde eigenthümlich gehören, sondern nach dem Tode der Besitzer der Gemeinde heimfallen, und wieder Andern auf gleiche Art verliehen werden sollen. Er versichert, daß diese in der Rheinischen Pfalz und im Würtembergischen angenommene Vertheilungsart eine der fruchtbarsten Quellen des erhöheten Wohlstandes und des verbesserten Ackerbaues sey. Schade, daß man das nicht auch in Baiern gethan hat! —

Amtm. Wenn das wahr wäre, so müßte das Leibrecht der Bauern weit erwünschlicher und besser als Erbrecht und Eigenthum seyn. Kein Mitglied der Gemeinde wird seinen Antheil, den es seinen Kindern nicht überlassen kann, so gut wie seine eigenen Gründe kultiviren. Nebenbei heißt das nichts anders, als die Partheilichkeiten und Uneinigkeiten in den Gemeinden für ewige Zeiten fortpflanzen, und alle Vortheile, welche durch das Eigen-

thum entstehen, unterdrücken. Möchte der Hr. Verfasser seine Staatsmaxime nicht allgemein auf alle Gründe der Bauern ausdehnen, und den Rath ertheilen, daß sie kein Eigenthum, sondern alles nur nutznießlich besitzen sollen, damit ihr Wohlstand und Ackerbau ja recht verbessert werden?

Daß die Weiden auf Gemeingründen schädlich sind, sieht jederman leicht ein. Diese Schädlichkeit ist aber eigentlich nur eine Folge der Gemeinheit, bei welcher nichts gutes bestehen kann. Indessen hätte Hr. Medikus eine Ausnahme bei Gemeinweiden einer ganzen Kommunität in dem Brachfelde machen sollen. Es wäre eine kostspielige und vergebliche Mühe, wenn jedes Mitglied der Gemeinde sein eigenes Vieh bloß auf seinen eigenen Aeckern weiden lassen wollte. Das Vieh, und besonders die Schafe, befinden sich weit besser, wenn sie im ganzen Brachfelde überall einher gehen können. Doch gilt dieß nur so lange, als alle Glieder der ganzen Kommunität Brache halten wollen, und von keiner Seite ein Widerspruch entsteht. Sobald nur Ein Acker im Brachfelde angebaut ist, so muß die ganze Kommunität derjenigen, welche das Vieh weiden lassen, für die Früchte haften, und sie hat nur den Regreß gegen den Eigenthümer des Viehes, welches den Schaden

gethan hat. Eben so ist es, wenn mehrere Gutsbesitzer ihre eigenen Wiesen in einem Ort beisammen haben, und daselbst zur gemeinschaftlichen Weide, besonders im Herbste, insgesammt und ohne Widerspruch eines Einzigen, verstanden sind. Es ist daher unbillig und ungerecht, wenn man solche mit einander verstandene Bauern vor Gericht zieht, und als Uebertreter der Polizei straft, wie es schon manchmal geschehen ist. Wer das Eigenthum seines Bodens besitzt, muß Freiheit in der Kultur haben, so lang er Andere nicht störet.

Pfarrer. Ueber die Gemeinweide in den Brachfeldern ist Hr. Professor Medikus sehr übel zu sprechen; er nennt sie wild und barbarisch, und behauptet, daß sie ihm erst in Baiern bekannt wurde. Der Grundsatz derselben ist, sagt er, daß jedes nicht umzäunte Grundstück der Weide angehöre, und daß sie auf allen Wegen und Straßen und andern Plätzen neben den Feldern, in allen Wäldern ꝛc. ohne alle Aufsicht ausgeübt werde.

Amtm. Wenn es so wäre, wie Hr. Prof. Medikus behauptet, so wäre diese Weide allerdings ärgerlich: allein, er ist ganz irrig. Da er, wie er in seinen Schriften sagt, als Oekonom und

Naturforscher so viele Länder durchreiset, so hat er die Weide in Preußen, Sachsen, Böhmen, Oesterreich rc. überall so, wie sie in Baiern ist, antreffen müssen: er muß sich also, wie es Reisenden öfter geschieht, hierüber nicht genug erkundigt haben, was um so mehr zu glauben ist, da er die Weidenschaft in seinem neuen Vaterland Baiern nicht erforscht hat. Er mußte ja wissen, daß in keinem andern Lande so viele Gemeinheiten so schnell auseinander gesetzt, die noch bestehenden Weiden so streng und wohlthätig durch die vortrefflichsten Kultursgesetze eingeschränkt, und in der Kultur nirgends so große Fortschritte wie in Baiern gemacht worden sind. Unsere Weiden in den Feldern und Wiesen sind bei weitem nicht so verderblich, wie in vielen andern Ländern. Sie sind nur gegenseitig oder reciprocirlich, und dauern nur so lange, als sie die Grundbesitzer freiwillig gedulden. Keiner hat die Weide als Servitut auf den Gründen des Andern, und wenn dieser sie ihm verbiethet, so ist man nicht berechtigt, dafür eine Entschädigung zu fordern. Wie glücklich würde man sich in andern Ländern schätzen, wenn man daselbst nur solche Weiden wie in Baiern hätte!

Schon vor einigen Jahrhunderten war in Baiern das Gesetz gemacht, daß alles weidende Vieh durch Hirten unter der

Geisel gehalten und bewahrt werden müße; auch mußten vermöge desselben die Schweine überall geringelt werden, damit sie die Erde in den Lohen und Wiesen nicht umwühlen können. Eben so ist auch die Nachtweide seit den ältesten Zeiten verbothen.

In vielen Orten werden die Felder umzäunt: allein man ist diese Zäune zu machen nicht schuldig, und sie dienen nur dazu, daß die Hirten das Vieh leichter bewahren können. Geschieht ein Schaden, so müssen die Eigenthümer des Viehs denselben ersetzen, und es dient ihnen nicht zur Entschuldigung, wenn der Zaun schlecht, oder gar kein Zaun vorhanden war. Es ist ihre Schuld, daß sie das Vieh durch den Hirten nicht bewahren ließen, und sie haben also bloß den Regreß an denselben. Wir haben auch in Baiern, besonders im Unterlande, große Gegenden, wo weit und breit gar kein Zaun existirt, und alles Vieh bloß durch die Hirten bewahrt wird. Unsere ältesten Vorfahren haben die Einrichtung getroffen, daß die Kommunitäten in zwei oder drei aneinander liegenden Feldern zu gleicher Zeit gebrachet werden, und folglich das Vieh von einem in das andere Brachfeld kommen könne, wodurch viele Zäune erspart werden. Sollte darum, daß das Vieh in das Brachfeld des nächsten Dorfes kommen kann, die Weide wild und barbarisch seyn? Es geschieht dieß ohnehin selten. Da bei

jeder Heerde Vieh ein Hirt seyn muß, so eignet sich jeder die Weide seiner Kommunität zu, wiewohl man es aber auch nicht achtet, wenn eine einzelne Kuh oder ein Schaf des benachbarten Dorfs sich in das nächste Brachfeld verirrt. Ein solches Stück Vieh hat keinen Schaden gethan, und es fordert also die nachbarliche Freundschaft, welche dem Baierischen Volke besonders eigen ist, daß man seinem Nachbar nicht ohne Ursache Verdruß mache.

Es ist auch bei weitem nicht wahr, daß das Vieh so weit laufen dürfe als kein Zaun ist. Jeder Gemeingrund ist einer Kommunität eigen, den sie mit ihrem Vieh beweidet, oder andern gegen ein gewißes Pachtgeld zur Weide überläßt. Diese Gründe, wenn sie auch nicht verzäunet sind, stehen unter der Aufsicht des Hirten, welcher nur das Vieh seiner Kommunität oder der Pächter auf denselben geduldet, und fremdes Vieh in die Pfandung nimmt. Glücklicher Weise ist die Gemeinheit solcher Gründe ohnehin schon meistentheils aufgehoben.

Pfarrer. Allein Hr. Medikus behauptet, daß die Weide in allen Gehölzen und Waldungen statt habe.

Amtm. Die neuen Kulturgesetze verordnen klar, daß daselbst keine Weide statt habe. Dieß ist auch den ältern Gesetzen

gemäß, welche keine Weide bewilligten, wenn der Eigenthümer des Viehs nicht eine rechtliche Servitut bewiesen hat. Mir sind viele Gehölze und Wälder bekannt, welche die Eigenthümer des weidenden Viehs seit den ältesten Zeiten umzäunen mußten, damit ihr Vieh nicht vom Brachfelde in dieselben kommen könne.

Unsere Gemeinweiden waren seit den ältesten Zeiten nicht so verderblich, wie sie noch jetzt in andern Ländern sind. Bei allem Vieh mußte immer ein Hirt seyn, und jedermann stand es frei, in die Brache zu bauen. Wir haben sogar ganze Dörfer und Gemeinden, wo gar keine Brache gehalten wird. Wir haben keine herrschaftlichen Schäfereien, oder Heerden von Ochsen und Kühen, welche auf den Feldern der Unterthanen ganz allein weiden dürfen, oder wo den Bauern eine gewiße Zeit zum Unterpflügen der Aecker vorgeschrieben ist, oder wo eine bestimmte Zahl von Kühen oder Ochsen in den Wiesen der Unterthanen das ganze Jahr hindurch weiden darf, oder wo man das herrschaftliche Vieh in den Feldern, noch ehe das Getreid weggebracht ist, gedulden muß, worüber in den Schriften der rechtschaffensten Männer als Augenzeugen, und besonders im I. Stück des VI. Jahrgangs der Annalen der Niedersächsischen Landwirthschaft die bittersten Klagen vorkommen. Es ist also weder

unsere Nation noch unsere Landesverfassung und Gesetzgebung so wild und barbarisch, wie Hr. Prof. Medikus behauptet: wir gehören zu den Süddeutschen, wo die Bedrückung des Volks bei weitem nie so groß wie im Norden war. Jeder Bauer pflügt bei uns früh oder spät, und so oft es ihm beliebt, und jeder hält so viel Schafe und anderes Vieh, als er will. Auch besitzt bei uns das Volk noch jetzt Grundeigenthum, wiewohl dasselbe in den letzten zwei Jahrhunderten sehr merklich geschmälert wurde. —

Es ist zwar wahr, daß die Schweine sich manchmal längere Zeit in den Wäldern aufhalten: allein dieser Unfug liegt nicht in unserer Landesverfassung oder Gesetzgebung; der Eigenthümer der Waldung hat das Recht, das Vieh zu pfänden, und er ist nicht schuldig, dasselbe los zu lassen, bis der Schaden und alle Unkosten ersetzt sind. Die Jäger gestatteten in den vorigen Zeiten die Weide, und man traf manchmal ganze Heerden von Schafen und Schweinen in den Wäldern. Es war den Jägern mehr um das Wild, Geld und Schankungen, als um gute Forstwirthschaft zu thun. Aber darum hatten diejenigen, bei denen die Jäger durch die Finger sahen, noch kein Recht zu dieser Weidenschaft. Was anderwärts polizeiwidrig und strafbar ist, ist es auch bei uns, und

einige Baierische Schriftsteller, unter andern O. R., haben diesen Unfug schon vor vielen Jahren gerügt.

Indessen giebt es doch auch Fälle, da man die Schweine einige Monate frei und ohne Schaden in den Wäldern herumlaufen lassen darf, ohne daß man darum einer barbarischen Rohheit beschuldigt werden kann. Der Landesherr und einige Private haben große Eichen- und Buchenwälder, deren Früchte den Bauern zur Mast der Schweine vom Anfang des Herbstes bis zum Winter verpachtet werden. Diese Schweine nähren sich sehr wohl, und werden groß und fett, ob sie schon Tag und Nacht in keinen Stall kommen.

Pfarrer. Dem Hrn. Prof. Medikus ist es auffallend, daß es in Baiern so viele Zäune gebe, da doch, wie er S. 166 sagt, **das Umzäunen der Felder schon längst untersagt oder verbothen worden ist.** Wir müssen uns also seine Kritik gefallen lassen.

Amtm. Hr. Prof. Medikus ist sehr irrig: wo oder wann sind denn in Baiern die Zäune verbothen worden? Unsere Regierung hat für das Eigenthum der Privaten zu viele Achtung, als daß sie die Rechte desselben, und die freie Benutzung des Grund und Bodens, insofern sie Andern nicht hinderlich sind, nicht sollte

ausüben lassen. Darum mag bei uns jedermann seinen Grund umzäunen, wenn er nur die berechtigten Fährten Anderer nicht hindert, oder seinen Nachbarn dadurch nicht Schneedruck verursacht. Wer kann es dem Eigenthümer wehren, die Früchte zu umzäunen, damit sie vor Beschädigung desto mehr gesichert sind? Diese Vorsicht ist in Gegenden, wo kleine Dörfer, Weiler und Einöden sind, und häufig gebracht wird, gewiß nicht vergeblich. Da werden die Pferde, Kühe, Schafe und Schweine gewiß weit schwerer gehütet, als in den Gegenden großer Dörfer. Wer also nicht gern mit seinen Nachbarn in Unfrieden lebt, und selbst verhüten will, daß sie nicht gestraft und zum Ersatz des Schadens angehalten werden, der macht, besonders wenn dürre Stangen vorhanden sind, eine leichte Verzäunung; genug, daß er diese Zäune zu machen nicht schuldig ist. Wo große Dörfer sind, und das Vieh leicht gehütet werden kann, hat man auch bei uns keine Zäune, wie in vielen großen Gegenden des Unterlandes der Fall ist.

Wenn ich meine Schafe auf den Brachäckern meiner Nachbarn, und sie die ihrigen auf den meinigen weiden lassen, so geschieht keinem Unrecht, und wir brauchen darum keine der Kultur schädliche, heimliche Uebereinkunft, wie Hr. Medikus meint, zu haben. Eben so kann man das

Weidevieh in den Gehölzen wohl gedulden, wenn, nach Beschaffenheit der Umstände, denselben kein Schaden geschieht; genug, daß es dem Eigenthümer des Gehölzes frei steht, diese Weide augenblicklich zu verbiethen und aufzuheben.

England, das man uns allenthalben als Muster der Landwirthschaft aufstellt, hat ungeheure Weideplätze, und die Stallfütterung ist daselbst unbedeutender als in vielen andern Ländern.

Pfarrer. Da Hr. Prof. Medikus sich so bitterlich wider uns beklagt, so scheint er unzufrieden zu seyn, daß dem Beschädigten nicht genug Beistand geleistet, und die Rechte der Eigenthümer nicht gehandhabt werden.

Amtm. Allein Hr. Prof. Medikus gesteht ja S. 166 selbst, daß die Eigenthümer, welche über Beschädigungen des Viehs klagen, **schnelle Justiz und alle Unterstützung erlangen.**

Pfarrer. Er sagt aber weiter, daß es den **Landgerichten nicht möglich sey, mehr zu thun.**

Amtm. Da hat er ganz recht; man kann aber auch nicht mehr fordern als **schnelle Justiz und alle Unterstützung.** Es werden dem Beschädigten alle Unkosten und Schaden schnell ersetzt, und er braucht den Eigen-

thümer des Viehs, das den Schaden verursacht hat, nicht ausfindig zu machen, sondern hält sich bloß an die Nachbarschaft, welche ihr Vieh auf die Weide treibt. Kein Kläger, kein Richter, sagt er weiter, und äußert sein Bedauern, daß so selten geklagt werde. Selten? Ich meine, daß es dergleichen Klagen genug gebe. Wenn einer oder der andere nicht klagt, sondern sich mit dem Frevler gutwillig abfindet, so ist er darum wenigstens nicht wild und barbarisch. Vielleicht sind eben die großen Strafen bei diesem oder jenem Gericht Ursache, daß ein Nachbar den andern nicht in großes Unglück bringen, und nach erhaltener Entschädigung nicht klagen will. Es giebt bei uns freilich noch Mißbräuche, doch vielleicht weniger als in vielen andern Ländern: wo aber schnelle Justiz und alle Unterstützung ist, werden sie sich immer vermindern. Von dem Schaden der vielen Zäune, und den Gemeinweiden, von Mißbräuchen und Hindernißen der Kultur hat unser O. R. schon vor vielen Jahren Abhandlungen geschrieben: Hr. Prof. Medikus hätte also seine strengen und bittern Rügen, welche so oft von der Wahrheit abweichen und ungegründet sind, wohl ersparen können. Wir erkennen ihn als unsern Lehrer der Landwirthschaft, aber er lehre uns mit Schonung, und lerne vor allem unsere Lage, unser Klima

und unsere Gesetze kennen. Er wird mir hoffentlich diese Vertheidigung meines Vaterlandes, das nun auch das seinige geworden ist, nicht übel nehmen, besonders da ich zugleich seine große Staatskunde, Belesenheit und übrigen Einsichten verehre, und keineswegs mißbillige, daß ihn sein jetziger Aufenthalt in einem kältern Klima unzufrieden mache.

Pfarrer. Wenigstens bin ich mit dem Wunsch des Hrn. Prof. Medikus verstanden, daß die vorhandenen Kultursgesetze kompletirt werden möchten.

Amtm. Ich meine, daß man an diesem Geschäfte schon lange genug gearbeitet habe. Unsere Kultursgesetze sind ein Muster für andere Regierungen geworden, und es erscheint beinahe kein ökonomisches Buch, wo sie nicht hoch gerühmt, und wörtlich angeführt werden. Ich berufe mich hierüber auf Dr. Thaers Annalen und viele andere Schriften. Hr. Prof. Medikus wird uns wenigstens in dem Stücke nicht tadeln wollen, wo wir einen so bedeutenden Vorzug vor andern Nationen haben. Wir giengen schon lange voraus, und sicherten die Eigenthumsrechte, während man in vielen andern Ländern noch nicht daran zu denken gewagt hatte. Wir hatten freilich seit den ältesten Zeiten weit wenigere, und keine so verderbliche Servi-

tuten, und überhaupt eine glücklichere Landesverfassung als viele andere Völker: wir blieben aber dabei nicht stehen, und seit wenigen Jahren sind in Baiern Wunder für die Kultur geschehen, welche von Ausländern angestaunt und zur Nachahmung vorgeschlagen werden. In Baiern ist der Grundsatz aufgestellt und ausgeführt worden, daß jeder Eigenthümer sein Gut trennen oder vergrößern, verkaufen oder so kultiviren dürfe, wie er es für gut findet, ohne daß er von seinen Nachbarn im geringsten gehindert oder eingeschränkt werde. In diesem liegt die ganze Gesetzgebung für die Kultur. Ich weiß also nicht, wie oder warum unsere Kultursgesetze noch weiter kompletirt werden sollten.

Pfarrer. Man mag sagen, was man will: es ist doch schändlich, daß man manchmal auf den Saaten und in schönen Wiesen weidendes Vieh trifft.

Amtm. Es fehlt hiebei nicht an der Gesetzgebung oder an der Polizeiordnung: aber man muß gestehen, daß in manchem Orte keine Dorfspolizei gehalten werde. Der Bauer wie jeder Privatmann, ist insgemein zu wenig um die gemeinnützlichen Anstalten und das gemeinschaftliche Interesse bekümmert, und darum muß in solchen Fällen die obrigkeitliche Polizei eintreten. Der Obmann hat bei uns nicht

das Ansehen, das ihm als Vorsteher der Gemeinde gebührt. Bei manchem Landgericht wird er bloß als Bothe oder als Diener des Gerichtsdieners behandelt, und er ist nie sicher, ob ihn der Landrichter in jähem Zorne nicht mit einer Leibesstrafe belegt, oder eine an sich nützliche Verfügung nicht als ein Eingriff in das obrigkeitliche Amt angesehen, und er also mit Schimpf und Strafe entsetzt werde. Manchmal wird ein geringer Fehler gegen die Polizei so hart und schwer gestraft, daß der Obmann Bedenken tragen muß, denselben anzuzeigen: er lebt mit und unter der Gemeinde, und will also niemanden wegen einer Kleinigkeit eine schwere Strafe aufbürden.

Wirth. Alle Polizeifehler können bei uns so wenig als in andern Ländern vermieden werden. Es giebt auch Zeiten und Umstände, da das Vieh, nach Beschaffenheit des Bodens und der Früchte, auf den Saaten keinen Schaden verursacht.

Pfarrer. Man muß hierüber den Eigenthümer der Früchte urtheilen lassen: ist dieser zufrieden, so hat ein dritter nichts einzuwenden; genug, daß der Beschädigte schnelle und strenge Justiz erhält.

Wirth. In den Feldern des Herrn Amtmanns und seiner Nachbarn sieht man sehr selten weidendes Vieh; es ist aber auch die getroffene Anstalt sehr billig und

passend. Ein Kleinhäusler erhielt eine kleine Wiese, welche er als Garten benutzet, gegen eine kleine Abgabe in Pacht, mußte aber die Verbindlichkeit auf sich nehmen, daß er genaue Aufsicht auf die Saatfelder und Wiesen habe, und das zu Schaden gehende Vieh eintreibe und pfände. Für diese Mühe muß ihm der Eigenthümer des gepfändeten Viehs 24 Kreuzer zahlen, welche er aber nicht dem Pfänder, sondern dem Hrn. Amtmann in die Hand giebt. Diese geringe Gabe, und vorzüglich die Wiese, womit er eine Kuh halten kann, spornen ihn an, fleißige Aufsicht zu halten. Uebrigens zahlt der Eigenthümer des Viehs keine Strafe oder andere Gabe. Nirgends zu viel, und nirgends zu wenig, heißt es hier, und so unterwirft sich jedermann gern dieser billigen und humanen Anstalt.

Mancher Richter ist der Meinung, daß er durch schwere Strafen die Polizei handhabe; aber dieß bringt gerade eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Man will den Nachbar wegen der Polizei-Fehler, welche ohnehin meistens aus Mangel der Dienstbothen oder durch ihre Nachlässigkeit geschehen, in keine schwere Strafe bringen, und so werden dieselben weggeläugnet oder verheimlicht, und bleiben also ungestraft. Da heißt es freilich: wo kein Kläger, da ist kein Richter. Ein solcher Richter ver-

liert Liebe, Vertrauen und Anhänglichkeit der Untergebenen, und kann in keinem Fache mehr was Gutes wirken. Der gute Karakter unsers Landvolks fordert Humanität, Geduld und Herablassung, womit man mit demselben alles richten kann; dagegen zurückstoßende Grobheit und Despotismus alles Gute verhindern, und die humanen Absichten der Regierung vereiteln.

Unsere Bauern sind keine Pächter oder Sklaven, welche bloß von der Gnade ihrer Herren abhangen, oder von ihren Gütern getrieben werden können, was in andern Ländern der Fall ist. Sie haben Eigenthum und Freiheit desselben, und eben darum auch Vaterlandsliebe, welche sich in ihren Kindern fortpflanzt, und diese zu tapfern Soldaten macht. Wer dieses edle Gefühl und den hohen Sinn des Volks durch despotische Behandlungen unterdrückt, die Bauern schon beim Eintritt ins Amtszimmer mit Grobheiten empfängt, und sie entweder gar nicht anhört, oder zur Thüre hinausjagt: der beleidigt die Regierung und die Nation, und ist nicht werth ein Beamter zu seyn. Nur gegen die Störer der öffentlichen Ruhe, gegen Bösewichter oder niederträchtige Menschen, welche durch ihre Handlungen ihren guten Namen und die Achtung, die man jedem braven Mann schuldig ist, verloren haben, soll

der Beamte schnell und nach Gesetzen streng verfahren; aber die Unterthanen ohne Unterschied bloß darum, weil sie aus Schüchternheit und Furcht, oder aus Unverstand ihre Angelegenheit nicht schnell und ordentlich vortragen können, mit Grobheit zurückstoßen, ist den Pflichten und selbst der Würde eines Beamten entgegen.

Obmann. Ich habe einst dem Beamten einen gefälligen Dienst, welcher sein Hauswesen betraf, geleistet, und wollte ihm hievon Nachricht geben: aber kaum hatte er mich ersehen, so mußte ich schon, ohne ein Wort reden zu dürfen, aus dem Zimmer treten. Ich schrie noch von weitem ein Paar Worte, und so öffnete sich die Thüre wieder.

Pfarrer. Ja, strenge Härte und öffentliche Leibesstrafen gehören nur für offenbar böse Menschen, bei denen keine Besserung mehr zu hoffen ist. Humanität ist das einzige Mittel, den Karakter der Nation zu verbessern und zu erheben, was O. R. schon seit 30 Jahren immer in seinen Schriften gelehrt hat. Diesen Mann muß es im Stillen herzlich erfreuen, daß alle seine Meinungen und Wünsche in Ansehung der Mönche, Jäger, Schergen, Wasenmeister, Bader, der Gewerbe, Laudemien und grundherrlichen Rechte, des Mauth- und Zollwesens, des Bier- und

persönlichen Dienstzwanges, des Aberglaubens, der Frohne, der Freiheit des Handels und der Kultur erfüllet worden sind. Unvermeidliche Unglücke, welche die Zeit und das Schicksal herbeiführten, haben freilich den großen Wohlstand der Nation seit 10 Jahren schrecklich und manchmal bis zur Verzweiflung vernichtet: aber bei einer so liberalen Regierung ist zu hoffen, daß sich die Kultur und Industrie bald wieder empor schwingen werden.

Beilage A.

Ueber die Frage: Ob das abgefallene Laub in den Wäldern zum wirklichen Dünger werde, und das Wachsthum der Bäume im Walde befördere?

(Von einem Landwirthe.)

Diese Frage wird zwar hin und wieder von Forstverständigen bejahend beantwortet; ich habe aber einige Zweifel dagegen aufzustellen, die nicht unwichtig scheinen, und die ich hier vorzutragen unternehmen will. Hätte ich Unrecht, so bitte ich um Belehrung, aber um eine gründliche, die sich auf richtige Erfahrung und gute Beobachtungen, nicht aber etwa auf Authoritäten und unerwiesene Meinungen von Stubenökonomen stützt. Kein vegetabilischer Körper, die animalischen nicht ausgenommen, taugt als Dünger, wenn man nicht Sorge trägt, ihn durch ein gehöriges Maaß von Näße und Wärme in Gährung zu bringen, und dadurch seine gröbern Theile gänzlich aufzulösen, oder in Fäulniß zu setzen. Liegt die Stallstreue in den Dunggruben in allzuvieler Näße, so fault sie nicht, weil wegen des ermangelnden richtigen Verhältnisses zwischen Näße und Wärme keine Gährung statt finden kann. Liegt sie aber zu trocken, so ist

ebenfalls aus dieser Ursache, und weil es ihr an gehöriger Nässe fehlt, an keine Gährung zu denken. Erstern Falls bleiben die Körper unaufgelöset, und letztern Falls gehen sie in Moder und Schimmel über, oder, wie der gemeine Mann sagt, verbrennen übereinander. Daß ein schimmelichter Dünger nichts nützt, weiß man eben so gut, als daß das unverfaulte Stroh nicht eher düngt, als bis es nach und nach in der Erde verfault. Fäulniß ist also eine wesentliche Eigenschaft eines Düngers, ohne welche derselbe keine Vortheile in der Landwirthschaft gewährt, sondern vielmehr Schaden bringt. Es giebt sogar Fälle, wo der allerbeste Dünger ohne Wirkung bleibt. Man dünge z. B. mit dem besten Dünger ein sehr nasses Stück Land; er wird lange unverwesen bleiben, und nur in trocknen Sommern seine Wirkung äußern. Man dünge hinwieder ein trocknes, unter ästigen, starkbelaubten Bäumen gelegenes Stück; den ehemals guten, speckichten Dünger wird man im folgenden Jahre vermodert und schimmelicht ausgraben. Dort fehlte es dem Dünger an genugsamer Wärme, hier an Nässe. In keinem Falle konnte er wirken. Man erinnere sich nur, wie unter den schattichten Bäumen die Pflanzen und Früchte so dünne und schmächtig stehen, anstatt daß sie außerhalb dem Baumbezirke kräftig aufwachsen und wuchern. Der Landmann schiebt gemeiniglich die Schuld auf den vermeintlich schädlichen, oder gar giftigen Schatten der Bäume; du irrest, Freund; nur die zur Gährung nöthige, dem Erdreich ermangelnde Nässe ist es, die dir diesen Nachtheil bringt. Je lockerer und tiefer die Erde ist, desto lebhafter treiben Baum und Pflanze. Auf festem, steinichtem oder thonichtem Boden ist das Wachsthum nur langsam, weil entwe-

der die Nässe die Wärme, oder letztere die erstere übertrifft; folglich beide nicht in dem Verhältnisse stehen, welches eine gute Gährung, oder mit andern Worten, welches eine gehörige Zubereitung der Pflanzennahrung erfordert.

Diesem nach beruhte denn das gute oder schlechte Gedeihen eines Baums oder einer Pflanze einzig und allein auf dem Zustande oder der Eigenschaft eines diese Gährung verhindernden oder befördernden Erdreichs, oder deutlicher: auch der allerbeste Dünger bleibt ohne Nutzen, wenn der Boden nicht so beschaffen ist, daß jene nothwendige, natürliche Gährung darin unterhalten, und bis zur völligen Vernichtung des düngenden Körpers vollendet werden kann. Ein Baum oder eine Pflanze zieht, wie bekannt, mehr Nahrung aus der Luft, nämlich vom Thau, Nebel, Regen und Schnee, als aus der Erde. Derjenige Nutzen, den die Bäume oder Pflanzen aus der Erde genießen, besteht bloß in denjenigen, mittelst der natürlichen Gährung zubereiteten Ausdünstungen, welche bei und unter ihnen aus der Erde aufsteigen. Je schwächer und schlechter nun diese, die Blätter nährenden, ihnen Gedeihen und Kraft mittheilenden Ausdünstungen sind, desto schwächer ist auch ihr Wachsthum: denn welche Nahrung, welche Kräfte hätte wohl die tief in der magern Erde verborgene Baumwurzel in einem trocknen, festen oder nassen Erdreiche, wenn sie selbige nicht von oben herab empfienge? Ein Baum auf einem mit altem Rasen verwachsenen Grasstücke, oder auf festem, ödeliegenden Land, treibt, wenn sich alles übrige gleich ist, nicht so lebhaft, als auf einem jährlich aufgelockert werdenden, milden Acker oder Gartenstück. Woher nun das? Das Gras oder die feste Grasrinde verhindert das Aufsteigen jener

nährenden Dünste eben so sehr, als sie die Erde gegen das Eindringen des Thaues, Regens ꝛc. verschließt. Und wenn schon ein solcher, in altem Rasen stehender Baum von oben herab mit dem in aufgelockertem Boden stehenden, alles in gleicher Portion zu genießen scheint: so sind doch seine schlechter organisirten Blätter nicht so geschickt, jene nährenden Dünste einzusaugen und zu seinem Wachsthume anzuwenden, als der andere, der sie beständig genießt. Daß unsere Baumgärtner, vorzüglich um die in Grasstücken stehenden Bäume her, die Erde aufgraben, daran thun sie also sehr wohl; ungeachtet sie ihren Zweck damit nicht völlig erreichen, indem natürlicher Weise die Ausdünstung eines so kleinen Fleckes nicht hinreicht, die ausgebreiteten Aeste sämmtlich zu nähren.

Man wende nun alles Gesagte auf das Laub und die Bäume im Walde an, und mache den Schluß selbst. Das unter den Bäumen und im Walde häufig liegende Laub kann, ohne Unterstützung der Kunst, nie in eine gute Gährung gerathen, folglich auch nie, als ein wirklicher Dünger, den Bäumen einigen Nutzen bringen. Am allerwenigsten das unter dichtbelaubten, starkästigen Bäumen liegende Laub. Selten trifft man im Walde wirklich faules, aller Orte hingegen moderndes und verschimmeltes Laub an, besonders häufig unter den Bäumen; indem es weder von oben herab, noch von unten herauf der erforderlichen Nässe theilhaftig wird, oder werden kann. Die Nässe, welche den Winter über, oder im Früh- und Spätjahr die Oberfläche der Laubrinde befeuchtet, dringt entweder nie hindurch, oder wird bei ihrer großen Lockerheit durch die trockne Luft verwehet, oder durch einen starken Frost auf der Oberfläche zurückgehalten. Wie könnte

auf diese Weise je eine gute Fäulniß des trocknen, ohnehin schwer faulenden Laubes erfolgen? Wenn ferner, wie oben gesagt, und wohl nicht zweifelhaft ist, der Baum einen Theil seiner Nahrung aus dem Erdreiche empfängt, woher wird sie aber nun ein Baum im Walde nehmen, unter dem 40 — 50 jähriges Laub nicht selten über Fuß tief liegt, und welches ihm die Erde völlig verschließt; zumal da seine dicken und belaubten Aeste nicht nur unter ihm einen ununterbrochenen, gleichsam ewigen Schatten bilden, und alle Sonnenwärme hindern, sondern auch der trocknen oder modernden Laubrinde nur sparsam einige Regentröpfchen zukommen lassen, die nie oder sehr selten auf die ausgedörrte, nicht einmal ein Grashälmchen nährende Erde hinabdringen können? Er muß daher aller derjenigen, von der Natur, als ein Theil seiner Nahrung, ihm bestimmten Ausdünstungen, mithin auch eines Theils seiner Nahrung selbst, entbehren.

Und gesetzt, die Nässe dringe zuweilen durch die Laubrinde hindurch in die Oberfläche der Erde, und bewirkte in der mit Erde vermischten Laubmasse eine geringe Gährung; sie würde aus Mangel des Zuflußes der Luft und Nässe nicht vollenden können, und das Allermeiste der Ausdünstung sich in der dicken, alle Jahre erneuert werdenden Laubrinde verlieren. Dem sey nun aber, wie ihm wolle! Da nach aller vernünftigen Oekonomen Dafürhalten der Baum nur den geringsten Theil seiner Nahrungskräfte aus dem Schoße der Erde, den größten hingegen, ungehindert und ungebeten aus der Luft empfängt, wofür dieß ängstliche Sorgen um Nahrung für ihn? Der Baum im Walde bedarf ihrer so wenig, als er sie fordert. Die wahre Hülfe, die er gemeinschaftlich mit den

Baumgärten fordern könnte, kann man ihm ja doch nicht geben. Und gäbe man ihm diese auch, so würde sie beinahe vergeblich seyn, weil es der Erde unter ihm gemeiniglich, besonders bei stark belaubten Bäumen, so sehr an derjenigen belebenden Feuchtigkeit fehlt, daß, wie die Erfahrung lehrt, öfter nicht einmal ein armes mageres Grashälmchen in seinem Schatten aufsprossen kann. Ein Baum in diesem Falle — und die meisten dickbelaubten und in Hochwäldern stehenden finden sich in demselben — kann demnach, stände er auch auf dem fettesten, fruchtbarsten Boden, alle die Vortheile, welche die für seine Erhaltung sorgfältige Natur bestimmt hat, so lange nicht vollkommen genießen, als bis die Erde, von dem überflüßigen Baumlaube befreit, ihren Schoß dem mit Nahrungskraft sich beschwängernden Thau und Regen öffnen, und, von ihr dann gleichsam destillirt, ihn den Bäumen oder Pflanzen zutheilen kann. Wenn ich denn nun dieses alles ruhig und unbefangen überdenke, so kann ich mir es nun einmal nicht abgewinnen, die hin und wieder bestehende Meinung, als ob das abfallende Laub den Bäumen im Walde als Dünger diene, für irrig zu halten. Ich trete daher mit völliger Ueberzeugung auf die Seite derjenigen, welche die Laubrinde im Walde zum Wachsthum der Bäume nicht nur nicht für nothwendig, sondern sogar für schädlich halten, und den Wunsch hegen, daß man wenigstens in strohtheuern Zeiten das Verbot, solches für Stallstreue zu sammeln, aufheben möchte.

Beilage B.

Frage an die Gelehrten.

Der Thau ist giftig und schädlich; darum soll man früh Morgens und spät Abends kein Vieh auf der Weide halten, damit keine Seuchen oder Viehkrankheiten entstehen: dieß ist die allgemeine Meinung der Aerzte und Gelehrten. Kaum entsteht eine Seuche, so muß der heilsame fruchtbare Thau, ohne welchen alle unsere Gräser und Pflanzen zu Grunde gehen müßten, die Schuld haben. Ich wage keinen Widerspruch, aber es sey mir erlaubt, hierüber meine Erfahrungen kund zu machen. Die Gelehrten mögen alsdann entscheiden, und ich unterwerfe mich gern ihrem Urtheile.

Im heißen Sommer treibe ich meine Schafe nach Sonnen-Aufgang auf die Weide, welche vom Thaue noch naß ist. Spät Abends werden sie erst bei dem Untergange der Sonne nach Haus getrieben. Es läßt sich dieß nicht wohl anders thun: die Schafe fressen bei der großen Hitze nicht, sondern stehen in einem Haufen zusammen, oder suchen den Schatten der Bäume. Wie sollten sie sich nähren, wenn sie nicht bei dem Thaue fressen dürften? Bei der großen Hitze treibe ich die Schafe lieber in den Stall, um ihren Dünger zu gewinnen. Meine Schafe werden darum in trockenen Sommern nicht ungesund. Diese Erfahrung haben schon viele tausend Landwirthe mit mir gemacht. Wie erklärt man das, wenn der Thau giftig ist?

Dagegen werden die Schafe in nassen Sommern, da es weit weniger Thau hat, gern faulig, wassersüchtig, und bekommen die Eggelkrankheit.

Ich bemerke hier noch, daß die Schafe bei der Dämmerung lieber fressen, als am frühen Morgen, da das Gras vom Thaue weit nässer ist, als Abends. Die Natur lehrt das Schaf die ihm schädliche Nässe vermeiden, wenn es nicht durch starken Hunger angetrieben ist. Weiter bemerke ich, daß der Thau bei der großen Sonnenhitze schon darum nicht schädlich sey, weil die Schafe bei Tag und Nacht viel schwitzen, wodurch sich viele Feuchtigkeit aus ihrem Leibe verliert.

Im Frühlinge und Herbste ist der Thau den Schafen oft schädlich; ich treibe sie also in dieser Zeit erst eine Stunde nach dem Aufgange der Sonne aus, und Abends, wenn der Thau zu fallen anfängt, wieder in den Stall zurück. In dieser Zeit ist die Hitze selten so groß, daß sich die Schafe bei Tag nicht genug sollten fressen können. Ist etwa der Thau im Frühlinge und Herbste giftig? Ich glaube nicht: wenn er schädlich ist, so ist er nur als Wasser schädlich, weil er die Nässe des Futters, wodurch viele Krankheiten der Schafe entstehen, vermehrt. In dieser Zeit ist oft Regenwetter, und die Weide naß. Die Schafe werden also, wenn sie auch in den trockenen Tagen viel Wasser durch den Thau einfressen, wassersüchtig.

Wenn der Thau giftig oder schädlich, wie man vorgiebt, wäre, so müßten ja meine Schafe, welche ich schon seit 34 Jahren auf die oben beschriebene Art behandle, jährlich zu Grunde gehen. Keinem Viehe ist die Nässe so schädlich, wie den Schafen; und darum kann ihnen auch zu gewißen Zeiten, besonders in nassen Jahr-

gängen, der Thau schädlich werden. Anhaltender Regen ist ihnen weit verderblicher, und man kann den Schaden nur dadurch vermindern, wenn man ihnen früh Morgens trockenes Heu oder Häcksel giebt.

Der Thau ist den andern Arten des Viehes noch weniger schädlich. In meiner Gegend hält man die Kühe früh Morgens und Abends beim Thaue auf der Weide; allein darum ist noch nie eine Seuche oder Viehkrankheit entstanden. Die armen Bauern arbeiten mit ihren Pferden bei Tage, Abends jagen sie selbe auf die Weide, und holen sie erst am folgenden Morgen wieder zur Arbeit zurück. Ich lobe diese Gewohnheit nicht; es läßt sich aber daraus schließen, daß der Thau auch den Pferden nicht schädlich sey.

Allein es hat auch keinen Zweifel, daß die Gräser und Pflanzen, welche auf den Moorgründen oder Mösern wachsen, und folglich auch ihre Dünste, oder der Thau allen Arten des Viehes ungesund seyen, und Seuchen veranlassen. Auch das Wasser in solchen Gegenden, es mag stehen oder fließen, ist ungesund. Gräser, Wasserthau, alles erzeugt daselbst schlechte Nahrungssäfte, und es ist erst die Frage, ob ein Vieh, das bei dem Thaue nicht ausgetrieben, aber mit solchen schlechten Gräsen gefüttert wird, gesund bleiben könne. Man sagt insgemein, daß das Vieh auf den Mösern großen Durst leisten müsse: mir sind aber Gegenden bekannt, wo es Wasser genug hat: was hilft aber dieses saure ungesunde Wasser?

Um in solchen Orten das Vieh gesund zu erhalten, müßte man nicht bloß den Thau, sondern auch das moorige Wasser und die ungesunde Weide vermeiden, und dem Viehe eine

Weide auf gutem trockenen Boden anweisen, oder gutes Wiesengras und Futterkräuter geben. Um die Möser ohne Gefahr benutzen zu können, wäre nichts anders zu thun, als daß man sie urbar machte, oder trocken legte. So lang das nicht geschieht, so klage man den Thau, das Wasser, die Gräser und die Natur nicht an. Es fehlt nur an unserm Fleiße und an gemeinsamen Anstalten.

Nur auf Mösern entstehen die Viehseuchen, und verbreiten sich schnell überall, wo gleiche ungesunde Weide und Wasser, folglich dadurch der Stoff zu den Seuchen schon vorhanden ist. Auf trockenen oder bergichten und fruchtbaren Gegenden entstehen gemäß der immerwährenden Erfahrung durch den Thau und die Weiden keine Seuchen; doch kann das Vieh daselbst angesteckt werden. Diese Ansteckung verbreitet sich aber nicht weit in einer gesunden Gegend, weil der Stoff der Seuche nicht in dem Körper der Thiere liegt, und daher der vorsichtige Hausvater seinen Viehstand leicht bewahren kann.

In einer gesunden Gegend entsteht die Viehkrankheit nicht durch den Thau oder die Weide, sondern durch das faule, dumpfige, stinkende Winterfutter, oder wenn Pferde oder Ochsen ausserordentlich mißhandelt und gemartert werden. Dieß ist aber eigentlich keine Seuche, sondern nur eine Krankheit, welche sich nicht weit verbreitet.

Druckfehler.

Seite	16	Zeile	10	statt ihm lies Ihm.
—	—	—	11	st. er l. Er.
—	17	—	16	st. dem Lande l. fremden Ländern.
—	21	—	15	st. Landleute l. Landsleute.
—	23	—	28	st. man diese l. man uns diese.
—	27	—	12	st. den l. dem.
—	29	—	3	st. Vorfahrer l. Vorfahren.
—	32	—	14	st. vielen l. viel.
—	36	—	11	st. Vorfahrer l. Vorfahren.
—	37	—	19	st. zustehen l. zugestehen.
—	44	—	4	st. von l. vor.
—	45	—	9	st. Ein l. ein.
—	—	—	12	st. ersten l. erster.
—	50	—	27	st. oder l. d. i.
—	51	—	24	st. Vorspanne l. Vorspann.
—	53	—	30	st. erlaubten l. erlauben.
—	58	—	6	ist geben auszustreichen.
—	61	—	5	st. küstlicher l. künstlicher.
—	67	—	24	st. ist, Zeitversplitterung l. ist zeitversplitternder,.
—	78	—	3	st. geschlagener l. geschlagenen.
—	—	—	14	st. gefahrfoller l. gefahrvoller.
—	79	—	21	st. derer l. deren.

Seite 87 Zeile 14 statt Beeten lies Beete.
— — — 20 st. sie l. Sie.
— 89 — 6 st. Häufen l. Haufen.
— 97 — 2 st. man überall l. man nicht überall.
— 100 — 24 ist Bauer wegzustreichen.
— 105 — 7 st. nicht den Bauer l. den Bauer nicht.
— 111 — 11 st. Stücke l. Stück.
— — — 25 st. fleischich l. fleischicht.
— 126 — 17 st. Ländern, l. Ländern der Fall ist.
— 127 — 14 st. geräth̄t l. geräth.
— 134 — 19 u. 20 st. weiden, und l. weidend.
— 137 — 20 st. Landleute l. Landsleute.
— 153 — 20 st. ärndet l. ärntet.
— 164 — 4 st. Dinge l. Dingen.
— 165 — 6 st. erhalten l. enthalten.
— 178 — 24 st. Dreschen vor l. Dreschen nie vor.
— 179 — 22 st. Hechel l. Häcksel.
— 203 — 1 st. eine l. einige.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

[illegible]

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rottmanner, Simon,

Der ergänzte Baierische Ofellus Rustikus Gespräche einiger Landleute über ö
konomische Gegenstände

München 1810

Oecon. 1523 ss
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298700-8